
AUFTRAG



GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

● AUFTRAG

Oktober 1988

Heft 176 — 28. Jahrgang

1	Franz Josef Strauß †	H. F.
3	Erntedank — Totengedenken	H. F.
5	Hero Bertram †	Heinrich Havermann
6	Den Toten	Ute Daumann
8	Abschied	Johannes Cofalka
9	Kirche	
	Marianisches Jahr 1987/1988	Helmut Fettweis
13	Von der Not und vom Segen des Rosenkranzgebetes	Theo Klein
16	Recapitulatio fidei	Johannes Cofalka
24	Europa — Zeitgeschehen	
	Vor zwanzig Jahren	Karl Breyer
26	Die alte Stadt	Wolfgang Altendorf
27	Realitäten in Europa	Helmut Fettweis
30	Unterwegs in Europa	Kurt Unglert
32	September	Johannes Cofalka
33	Gesellschaft	
	Vor 50 Jahren starb Barlach — 24. 10. 1938	Wolfgang Altendorf
35	Das ständige Wagnis, vorgesetzt zu sein	Johannes Cofalka
40	Geistige Verführung	Lothar Groppe
49	Du sollst den Sabbat heiligen	Wilhelm Lehmkämper
53	Überstunden und Sonntagsarbeit fördern die Produktion nicht nachhaltig	Wolfgang Altendorf
55	Bundesverwaltungsgericht . . .	
58	Aus dem ZdK	Willy Trost
62	Frieden	
	Verteidigung für den Frieden	Karl-Wilhelm Becker
80	Leitwort zum Weltfriedenstag 1989	
81	Institut für Theologie und Frieden	H. F.
81	Herbst	Johannes Cofalka
82	Als einziger Landser unter Slowaken in der Kirche 1944	Helmut Richter
88	Aus GKS und PGR	
	St. Pöllen	Herbert Punz
90	Poing	Arthur Schopf
91	Bonn	Norbert J. Jeub
92	Poing	Arthur Schopf
93	Munster	Hans Stillbach
	Bonn	H. F.
95	Aus der nahen und fernen Welt	
	Von der Robben-Insel in die Luxus Klinik	Karl Breyer
97	Österreich	Rolf Urrisk
98	Santiago/Chile	Eduardo Cano
99	Südafrikas afrikanische Freunde(?)	Karl Breyer
101	Das aktuelle Buch	

Franz Josef Strauß †

Der bayerische Ministerpräsident Dr. Franz Josef Strauß ist am 3. Oktober 1988, 11.45 Uhr, im Alter von 73 Jahren von Gott, unserem Schöpfer, dem Herrn über die Geschichte und unser Leben, in die Ewigkeit heimgerufen worden.

Der Verstorbene war ein großer Mann, das läßt sich heute schon sagen. Unser Vaterland, wir alle, sind ärmer geworden, wenn wir uns nicht aufraffen, sein Werk fortzusetzen. Große Menschen werden den Völkern immer geschenkt, damit sie etwas bewirken. Sie haben auf ihre Weise auch eine prophetische Aufgabe. Es wäre zu einfach, nun zu verlangen, daß man den Toten kopieren sollte. Man muß sich die Mühe machen, sein innerstes Anliegen zu verstehen.

Sein Anliegen war es, die christlichen Kräfte unseres Landes einzubringen in ein christlich geprägtes Europa, in die Entwicklung der zeitlichen Welt. Er bezog seine Auffassung aus der Kenntnis der Geschichte, aus einem scharfen analytischen Verstand und verband diese mit großer Phantasie zur Formulierung einer zukünftigen Entwicklung.

Er war überzeugt, daß Gott diese Welt geschaffen und uns, trotz unserer Anfälligkeit und Sündhaftigkeit, zum Lehen, das heißt zu treuen Händen, übergeben hat.

So waren für Franz Josef Strauß die einzelnen Ressorts der Staatsführung nicht einzelne, selbständige Abteilungen, sie mußten sinnvoll, einander ergänzend, einem Ganzen dienen.

Und dieser Dienst an der Welt hat so zu erfolgen, daß alles getan wird, um dem Heil, der Entwicklung des Reiches Gottes, nicht entgegenzuarbeiten.

Strauß glaubte an jene zukünftige Welt, in der die Liebe Gottes die bestimmende Kraft ist, zu jedem Tag und jeder Stunde.

Von dieser Gesamtsicht des Menschen und der Dinge als Schöpfung Gottes war F.J. Strauß durchdrungen. Dadurch war er keiner von denen, die den Mitmenschen nach dem Mund reden. Er hat es sich und auch oftmals den Bürgern im Lande nicht leicht gemacht, er war — besonders in der Politik als Auftrag zum Handeln — „Urgestein“ mit Schroffen und Kanten.

Aber hinter der harten Schale schlug auch ein mitempfindendes Herz. Im Innersten war dieser Mensch sehr verletztlich. Doch er überwand alle Kränkungen und Bekümmernngen aus tiefer Gläubigkeit. Und diese Gläubigkeit war ihm auch immer Motor zum Engagement, zum Suchen in der Geschichte und zur Formulierung von politischen Forderungen.

Strauß hat viele Ämter bekleidet, darunter auch das des Verteidigungsministers. Er war in allen Positionen ein erfolgreicher Minister, vor allem aber als Finanzminister in der damaligen großen Koalition.

Zweifellos war seine Lebensleistung jedoch sein Wirken als Ministerpräsident in Bayern. Seine Stimme aus Bayern wurde im In- und Ausland gehört. Vor allem aber hat er es ge-

schaft, sein schönes Heimatland Bayern aus einem Agrarland in ein respektables Industrieland zu entwickeln, ohne das urtümliche der Landschaft und der Menschen zu verbiegen. Es ist ihm gelungen, Bayern für Urlauber und für Interessenten der Industrie gleich attraktiv zu gestalten.

Seine Beurteilung der Lage in fernen Gebieten war von Nüchternheit und Klarheit geprägt. Seine Beziehungen zu Südafrika, seine Wertung und seine Akzente können für manche Träumer auch heute noch hilfreich sein. Seine Hilfe umfaßte immer den ganzen Menschen. So war z. B. auch seine Beziehung zu Togo geprägt von dem Willen, den dortigen Menschen um der Menschen willen zu helfen. Seine bayerisch-togoische Gesellschaft mit ihrer manigfaltigen Hilfe für den Alltag ist ein Beweis.

Bayern, die Bevölkerung von München und von vielen Orten haben Abschied genommen, von einem Großen ihres Landes. Aber auch in ganz Deutschland und in der Welt war die Trauer groß. Münchens Kardinal hat bei den Exequien in der Marienkirche ausgedrückt, was wir bei einer solchen Lebensleistung einfach nicht zu würdigen vermögen: „Vergelt's Gott“. Nur er kann diesem Menschen vergelten, was er für seine Mitbrüder getan hat.

Wir wollen aber bei aller unserer Betroffenheit nicht seine Kinder vergessen. Möge Gott seiner tapferen Tochter Monika, die die so früh verschiedene Mutter mit Würde vertreten hat, und seinen Söhnen Max und Franz-Georg Trost in ihrem menschlichen Leid spenden.

Möge er ihnen aber auch einen Blick für die realen Möglichkeiten in ihren Aufgaben erhalten.

Ein großer Vater verpflichtet und verführt doch so leicht.

Allen aber, die mit uns trauern, mögen getröstet sein in dem Wissen aus dem Glauben, daß Gott alles, was an menschlichen Unzulänglichkeiten dem Toten angehangen hat, in der Liebe Christi verziehen wird, daß aber die vielen guten Taten eine gerechte Würdigung finden werden. In diesem Sinne beten wir für den Verstorbenen.

Wir verneigen uns in Ehrfurcht vor Franz Josef Strauß und sollten sein beispielhaftes Wirken als Ansporn empfinden, mit den Problemen des Tages fertig zu werden.

Helmut Fettweis

Erntedank — Totengedanken

Dieses Heft soll Ihnen Begleiter in den Monaten Oktober—November sein. Zwei Monate, die durch eine scheinbar gegensätzliche Themenstellung gekennzeichnet sind:

- Erntedank, 2. Oktober und
- Allerheiligen — Allerseelen bis zum 1. Advent.

Der Herbst hat auch in diesem Jahr die Ernte recht gut werden lassen. Das Brutto-Sozialprodukt — denn in einer Industriegesellschaft zählt auch das zur Ernte — ist höher als erwartet. Unsere Kirche zieht in die gottesdienstliche Feier den Dank für die Früchte des Feldes mit ein. Man muß an einem solchen Tag noch einmal das ganze Jahr überdenken. Das Korn wurde in die Erde versenkt und brachte reiche Frucht. Man hat in neue Industrieanlagen investiert. Viele Eltern und Lehrer konnten den Kindern und jungen Menschen Kenntnisse und Erfahrungen vermitteln. Alles — oder besser fast alles — brachte Frucht. Wir konnten Jubiläen feiern — gute Früchte.

Aber das Jahr hat auch Tod und Tränen gebracht. Manch einer trauert um liebe Angehörige und die furchtbare Katastrophe in Ramstein hat uns eindringlich gezeigt, daß der Menschen seine Grenzen nicht überschreiten darf. Schuld und Sühne sind also auch an diesem Tage zu bedenken. Wir müssen Gott danken für das Gute und ihn bitten, uns zu helfen, das Böse zu überwinden.

Im November gedenken wir aller Toten: der Opfer der Kriege, der Gewalt, der Verblendung, des Rassismus und vieler Arten menschlicher Grausamkeit. In diesem Jahr 1988 sind es fünfzig Jahre her, da brannten in Deutschland die Synagogen. Man tat Menschen einer fast willkürlich zu nennenden „Einteilung“ von Staats wegen Gewalt an. Man vernichtete Eigentum, das Menschen geschaffen hatten. Man scheute nicht davor zurück, Gotteshäuser anzuzünden. Man frevelte gegen Gott und die Menschen. Aber — und das ist das besonders Schlimme dabei — es waren nicht einige verhetzte oder beschränkte Menschen, sondern diese brutalen Schläger waren durch den Staat oder die Machthaber der Staatspartei, der seine Bürger schützen soll, angestiftet, ja teilweise beauftragt. Wenn auch ein Lügenminister versuchte, diese Untaten als Volkszorn darzustellen, spätestens heute weiß man, wer Anstifter und Ausführende waren.

Alle, die das damals erlebt haben, müssen sich heute noch einmal fragen, ob sie damals nicht zu wenig getan haben, um dem Unwesen zu steuern, oder ob sie vielleicht nicht mehr wissen wollten. Andererseits muß man auch in Betracht ziehen, daß es eine Informationsmöglichkeit wie heute nicht gab.

Aus allem aber gilt es für heute die Konsequenz zu ziehen, daß jeder persönlich Gott um Vergebung bitten muß für die Unterlassungen, die er vielleicht begangen hat — auch wenn es nur ein einfaches „wegsehen“ war.

Diejenigen aber, die diese Zeit nicht erlebt haben, müssen sich fragen lassen, ob sie heute genug tun, um aus der Geschichte zu lernen. Und auch da scheint es Bedarf zu geben. Denn

die Sucht nach Sensation, nach Gewalt scheint zuzunehmen, und nicht nur bei manchen Medien.

So müssen wir, die wir Zeitgenossen sind, uns eines Tages fragen lassen, ob wir genug getan haben gegen die „Seuche“ der Abtreibung. Hier sind nicht nur die Politiker gefragt, sondern auch die Kirchen und jeder einzelne. Es kann keinem, der der Sprache, des Lesens kundig ist, verborgen bleiben, daß in unserem reichen Land jährlich um die 200000 unschuldige Menschen umgebracht werden, bevor sie das Licht der Welt erblicken. Es muß im Volke wieder deutlich werden, daß man keinen Menschen und erst recht keinen, der sich selbst nicht wehren kann, umbringen darf. Es gibt so viele „zartfühlende“ Mitmenschen, die bei jedem sterbenden Tier — und hier ist sicher noch viel zu tun, um Abhilfe zu schaffen — wahre Großdemonstrationen veranstalten und so furchtbar stumm bleiben, wenn es sich um Menschen handelt, die im Mutterleib getötet werden. Es ist hoch an der Zeit, jedem das Recht zum Protest gegen Robbensterben oder Tierversuche streitig zu machen, wenn er nicht mit gleicher Energie gegen tausenfachen Kindesmord aufschreit.

Wesentlich ist jedoch auch, daß wir Menschen, die schuldig geworden sind, weil sie in einer Notsituation keinen Ausweg zu sehen glaubten, mit allen Mitteln helfen. Da ist einmal die geistige und materielle Hilfe vorher und der seelische Beistand nachher.

So bringen also diese Monate Oktober/November 1988 eine Fülle von Anlässen, sich auf die Nöte der Zeit zu besinnen und zwei Dinge zu tun:

- Gott zu bitten, daß er Kraft und Einsicht wachsen lassen möge,
- und jeder Christ sollte selbst an sich mit seiner Hilfe arbeiten, daß das Samenkorn der Gnade in einem jeden von uns aufgehen möge.

Wir können Gott danken für so viele gute Dinge, bitten wir auch, daß er uns hilft, das Böse zu überwinden.

H.F.

Hero Bertram †

Die Nachricht vom plötzlichen Tod des Oberstleutnants Hero Bertram in den Walliser Alpen am 24. August war erschütternd. Den noch nicht einmal fünfzigjährigen vitalen Mann traf der Ruf Gottes bei einer Bergwanderung mit einem Kameraden im Urlaub.

Sein Tod ist für die Laienarbeit im Bereich der katholischen Militärseelsorge ein schwerer Verlust. Seit 1985 war er Sprecher des Kreises der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) am Zentrum Innere Führung in Koblenz. Ein Jahr später wählte ihn die Arbeitskonferenz beim Katholischen Wehrbereichsdekan im Wehrbereich IV zu ihrem ersten Moderator. Dem Ruf zur Mitarbeit im Sachausschuß „Gemeinde“ des Vorstandes der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten versagte er sich nicht.

Es war für ihn eine Selbstverständlichkeit, den Auftrag des Soldaten mit den Forderungen des katholischen Glaubens zu verknüpfen. Seine Gedanken zu soldatischen Tugenden waren immer anregend, sein Engagement und seine frische Art luden stets zum Mitmachen ein. Wir werden Oberstleutnant Hero Bertram vermissen!

Wir werden uns seiner gern erinnern, und wir werden ihn der Gnade dessen empfehlen, der ihn ins Leben rief.

H. Havermann
Oberstleutnant
Vorsitzender der
Zentralen Versammlung

Den Toten

Ute Daumann

Alljährlich ist Volkstrauertag angeordnet. Jedes Jahr wird an diesem Wochenende im November auf verschiedene Weise an verschiedenen Orten der Toten der vergangenen Weltkriege, der Toten der Nachfolger dieser Weltkriege, der Opfer des Terrorismus gedacht — sowie der unzähligen Toten, die in den Konzentrationslagern umgekommen sind.

Mein Vater ist einer dieser Toten. Er starb in Finnland vor der Geburt meines dritten Bruders, der einzige Sohn meiner Großeltern — der Hoferbe. Freunde haben uns von seinem Grab auf dem Soldatenfriedhof in Finnland ein Bild gesandt. Vor Jahren haben meine Kinder und ich im Elsaß, in der Nähe von Munster, einen Soldatenfriedhof besucht — es war nur ein kleiner Soldatenfriedhof. Vor dem großen Kreuz gedachten wir in einem kurzen Gebet aller Opfer, die hier ruhten. Danach gingen wir durch die Reihen der Gräber, lasen die Namen, die Geburtsdaten und ließen uns gefangennehmen von dem Leid, das alle diese Familien betroffen hat, als sie vom Tod des Sohnes, des Vaters, des Freundes, des Geliebten gehört haben. Sinnlos dieser Tod — wie ist er einzuordnen in unser Leben?

Nach unserer Rückkehr begannen die Pfarrer beider Konfessionen und die Pfarrgemeinderäte in Fürstenfeldbruck einen Kampf gegen den bisher gehandhabten Ritus der Totengedenken am Luftwaffenehrenmal von Fürstenfeldbruck. Wir wollten ein schlichtes Gebet — ein Vaterunser für unsere Toten sprechen dürfen. Alle zusammen. Den damaligen Kommandeur der Schule und den Geschwaderkommodore hatten wir schon auf unserer Seite. Jedoch von oberster Stelle kam die Order — es bleibt alles beim alten — ein Gebet könnte politisch ausgelegt werden. Ein Vaterunser — wir fragten uns — und lehnten eine Beteiligung geschlossen ab.

Seitdem weigert sich unsere Familie — wir wohnen in der Straße, die zum Ehrenmal führt — standhaft, diesem pseudomysteriösen Spektakel beizuwohnen.

Ich frage mich, was denken die jungen Soldaten des Ehrenzuges, die hier ein Wochenende opfern, vor deren Augen unter dem Trommelwirbel ein Kranz nach dem anderen niedergelegt wird? Danach wird ein Gedicht vorgetragen, dann ist man dieser Pflicht ledig, die jungen Soldaten gehen in ihre Unterkünfte, die Generalitäten und ihre Ehrengäste treffen sich im Kasino zu einem gemeinsamen Eintopfen und plaudern von alten Zeiten — freuen sich, daß man sich wieder trifft.

Was aber bindet sie nun an diese Toten — für die das Ehrenmal der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck errichtet wurde? Sie waren ja Fliegerkameraden!

Beim Heer z. B. geht so ein Gedenktag für die Toten der Gewalt, des Krieges und des Terrorismus anders vonstatten. Ich weiß von Gottesdiensten und von anschließenden Treffen an den Kriegerdenkmalen mit Kranzniederlegung. Im gemeinsamen Gebet gedenkt man der Toten. Auch auf Soldatenfriedhöfen, wo die Toten verschiedener Nationalitäten nebeneinanderliegen ist ein Gebet Mindestbestandteil einer solchen Zeremonie. Beispielhaft sind hier vor allen die Amerikaner!

Jeder Tote im Krieg, durch Terrorismus und durch Gewalt gefallen ist ein Toter zuviel. Sinnlos?

Sinn jedoch auch dieses Sterbens kann ich nur durch das Kreuz hindurch annehmen — unter Umständen ein zu langer Weg. Durch das Kreuz aber kann ich den Tod dennoch verarbeiten, nämlich in dem Wissen, daß Jesus Christus den Tod jedes einzelnen zu seinem eigenen Leben und Sterben gemacht hat. Er ist die Auferstehung und das Leben, wenn wir jedoch dies verdrängen oder gar vergessen oder weglassen — dieses einzig gültige Bekenntnis, dann ist Totenehrung nichts als pseudomystisches Spektakel, hohle, sprachlos überlieferte Tradition ohne Zukunft. Mit Ihm jedoch könnten wir einen positiveren Anfang von Trauerverarbeitung beginnen — gleich morgen!

Abschied

Über Wiesen graut es leise,
Buchen in der Stille stehn.
Blätter fall'n im Jahreskreise,
Schwalben gehen auf die Reise,
wenn die Morgennebel wehn.

Sind wir, wenn im nächsten Jahr
Birkenzweige grüßen,
noch die unschuldsvolle Schar,
die einst mit zerzaustem Haar
Drachen steigen ließen?

Staub und Lärm in jeder Stadt.
Bitterer Regen ohne Segen,
den er sonst gespendet hat.
Sommerwind will Blatt für Blatt
schon zu Haufen fegen.

Dunkle Ahnung greift ans Herz,
wo die Wälder sterben.
Ist das schon der Abschiedsschmerz,
wenn im Frühlingsmonat März
sich die Blätter färben?

Johannes Cofalka

Kirche

Marianisches Jahr 1987/1988

Helmut Fettweis

Unser Heiliger Vater Johannes Paul II. hat am 15. August das Marianische Jahr beendet. Dazu sagte er vor vielen tausend Gläubigen beim Festgottesdienst im Petersdom:

Gerade in einer Epoche, „die zwar auf ihren früher unvorstellbaren Fortschritt stolz ist, die aber spürt, daß auf der gesamten großen Menschheitsfamilie Bedrohungen liegen, müssen die Menschen ihre Augen zu Maria erheben“.

Der Heilige Vater mahnte die Gläubigen, Maria zu bitten, „den Menschen zu helfen“, sich gegenseitig zu erheben.

In der dreistündigen Messe mit Gebeten und Gesängen in sechzehn Sprachen (u. a. in Griechisch, Koptisch, Arabisch und Syrisch) wurde noch einmal die Vielfalt der Marienverehrung deutlich. (Im Fernsehen in Deutschland leider nur in Südwest 3 zu hören.)

Am Sonntag — 14. August —, am Vorabend des Feiertages Maria Himmelfahrt, feierte der Papst in der Basilika Santa Maria Maggiore — der Mutterkirche aller Marienkirchen — einen feierlichen Gottesdienst in der alexandrinischen-koptischen Liturgie. Er unterstrich damit die Verbundenheit in der Marienverehrung mit den Ostkirchen.

Man muß sich noch einmal daran erinnern, daß das Marianische Jahr als eine Vorbereitungszeit auf das „Ereignis des dritten Jahrtausends des Christentums“ anzusehen ist. Damit soll nicht nur den Gläubigen, sondern allen Menschen die Dynamik des Heilsgeschehens neu vermittelt werden.

Maria ist unsere Schwester im Glauben, sie ist die Mutter der Kirche und in ihrer einfachen, schlichten Art des Ergebens in Gottes Willen ein Beispiel für alle Generationen.

Das Magnifikat: „Hoch preist meine Seele den Herrn, mein Geist frohlockt in Gott . . .“ (Lk 1,46 ff.), ist der große Lobgesang auf die Gnade Gottes. Und Maria hat allen Menschen aller Zeiten diese Hineingabe in den Willen Gottes vorgelebt. Sie ist daher die berufene Zeugin, uns, den Menschen von heute, den Weg zu Christus zu zeigen.

Wenn man die einzelnen Berichte aus verschiedenen Ländern liest, dann muß man feststellen, daß es zwar allenthalben Initiativen gegeben hat, daß aber der Gedanke des Papstes — wie einige übereifrige Kommentatoren befürchteten — außerhalb der Kirche keine große Erregung und innerhalb keine übergroße Bewegung ausgelöst hat.

Die Grundgedanken

Der Papst ist zutiefst berunruhigt über den Unfrieden in der Welt. Aus diesem Grunde möchte er Maria, die Mutter des Herrn, bitten, „der Welt beizustehen und mitzuhelfen, daß Frieden in der Welt werde“.

Mit Beginn des Marianischen Jahres wurde die Enzyklika „Redemptoris Mater“ verkündet. Zunächst fragten manche, warum schon wieder eine Marienzyklika? Beim näheren Studium — und im Verlauf des Jahres gab es immer wieder Gelegenheiten zum Überdenken — ergaben sich oft unerwartet neue Einsichten.

Im ersten Teil der Enzyklika wird versucht, das biblische Marienbild im Geheimnis Christi erfahrbar zu machen. Damit wird zugleich deutlich, daß diese Betrachtung aus der Nähe zur Bibel lebt. Erkennbar wird auch, daß der Gläubige angeregt wird, die Heilige Schrift — wie es auch das Konzil verlangt hat — als Ganzheit und Einheit zu lesen. Erst aus dem tiefen Eindringen in das Buch der Bücher ergeben sich dann jene überraschenden Querverbindungen zwischen scheinbar weit auseinanderliegenden Texten. Sicherlich wird manch einer sagen, daß das Wissenschaftler schon früher gewußt haben. Doch der Wert liegt hier in dieser Enzyklika darin, daß alle Gläubigen angeregt werden, diesen Gedanken zu folgen.

Der zweite Teil ist dann geschichtlich bezogen. In ihm wird die Stellung Marias auf dem Pilgerweg der Kirche betrachtet. Aus ihm ergibt sich auch ein ökumenischer Aspekt, der in besonderer Weise von den orientalischen Kirchen aufgenommen wurde. Dieser ökumenische Akkord wurde noch einmal deutlich in der Vigil von Mariä Himmelfahrt — am 14. August —, als der Papst mit dem koptischen Patriarchen von Alexandrien und Bischöfen und Priestern in Santa Maria Maggiore das „Gebet des Lobes“ im „alexandrinisch-koptischen Ritus“ feierte.

Der dritte Teil der Enzyklika ordnet alles Vergangene auf Gegenwart und Zukunft hin.

Die mütterliche Mittlerschaft Mariens ist der Angelpunkt. In der ausführlichen Darstellung geht der Papst — um Irrtümer zu vermeiden — zunächst auf die „einzige Mittlerschaft Jesu Christi“ ein. Er ist das Wort, der Sohn des Vaters, der Erlöser. Aber diese Einzigkeit Christi löscht das Füreinander und Miteinander der Menschen vor Gott nicht aus.

In der Gemeinschaft mit Jesus Christus kann ein jeder — und das ist wahrhaft auch eine Aufgabe der Laien — einem anderen Mittler zu Gott sein. Im täglichen Leben erfahren wir, daß niemand allein glaubt, sondern immer auch von der Vermittlung eines anderen Menschen lebt. Kein Mensch kann aus Eigenem heraus die absolute Gewähr für Gottes Existenz und für seine Nähe übernehmen. Aber in der Gemeinschaft mit Christus kann sehr wohl ein Mensch dem anderen Mittler sein.

Und aus dieser Grunderfahrung entwickelt der Papst die Stellung Mariens. Sie hat Teil am Mittleramt Christi, und diese Teilhabe ist, verglichen mit dem Mittleramt, ein Dienst in Unterordnung (vgl. Nr. 38).

Aus dem Überfluß der Verdienste Christi wird diese Mittlerschaft gespeist. Sie hängt von Christus ab und schöpft aus seinem Verdienst ihre Wirkkraft. So vollzieht sich Marias Mittlerschaft in der Weise der Fürbitte (Nr. 21).

Wenn damit auch zugleich das Wesen einer allgemein menschlichen Teilhabe an der Mittlerschaft Christi umschrieben werden kann, so muß bedacht werden, daß das Einzigartige

an der Mitterschaft Marias, die „mütterliche Vermittlung“ ist. Diese frauliche und mütterliche Dimension ist im „mütterlichen Bewußtsein der Urkirche“ (Nr. 43) verankert. Weiter gibt der Papst zu bedenken, daß Marias Mutterschaft nicht nur ein einmaliges biologisches Geschehen war, sondern daß sie Mutter in ihrer ganzen Person ist und bleibt und dem immer neuen Geborenwerden Christi in der Welt zugeordnet ist.

Maria ist die urbildliche Hörerin des Wortes. Sie trägt das Wort in sich, sie bewahrt es und bringt es zur Reife. Über ihre Zeit als Mutter des Herrn ist sie konkret im Geschehen der Kirche verankert. Maria steht inmitten der betenden Gemeinde, als diese zu Pfingsten durch das Kommen des Geistes Kirche wird.

In Nr. 24 folgert die Enzyklika dann, daß Maria die Person ist, die die beiden Momente — Inkarnation Jesu in Nazareth aus der Kraft des Geistes und Geburt der Kirche zu Pfingsten — in sich vereinigt. Auch unter Hinweis auf das Johannes-Evangelium sieht der Papst diese besondere Aufgabe Mariens bestätigt.

In der Szene unter dem Kreuz vertraut Jesus dem Jünger Johannes seine Mutter an. Der Heilige Vater geht nun von der wörtlichen Übersetzung aus, die lautet: „Er nahm sie in sein Eigenes hinein“. Das bedeutet für ihn, daß damit eine ganz persönliche Beziehung zwischen dem Jünger — jedem Jünger — und ihm geknüpft wird.

Jünger ist aber jeder Mensch, der sich ganz an Christus hingibt.

Papst Paul VI. hat das einmal mit den Worten bekannt: „Wir glauben, daß die Heilige Gottesmutter, die neue Eva, Mutter der Kirche, für die Glieder Christi ihre mütterliche Aufgabe im Himmel fortsetzt, indem sie bei Geburt und Erziehung des göttlichen Lebens in den Seelen der Erlösten mitwirkt.“ (Nr. 47)

Im Schlußwort geht der Papst auf unsere Gegenwart und ihre dramatischen Aspekte ein. Die Menschheit steht vor dem Fallen, aber hat die Chance des Nicht-Fallens.

So ist das Marianische Jahr ein beschwörender Anruf an diese Generation, den Auftrag der geschichtlichen Stunde zu erkennen und den Weg des Nicht-Fallens inmitten aller Gefährdungen einzuschlagen.

Das Marianische Jahr soll die Gewissen wachrütteln, an Maria zu lernen, was der rechte Weg ist. So sollen die Gläubigen im Gebet einstimmen in den flehentlichen Ruf an Maria: „Hilf, ja hilf deinem Volk, das fällt“ (Nr. 52).

Initiativen

In manchen Kreisen hat man etwas von der Sorge des Papstes um die Menschen der Gegenwart gespürt.

Spontan wurden Wallfahrten geplant, Gebetsstunden und Gottesdienste eingerichtet.

So wurden z.B. in Bonn die traditionellen Wallfahrten zum Kreuzberg und nach Altenberg mit neuen Impulsen versehen. Der Gedenktag von Fatima wurde besonders festlich begangen.

Eine Vier-Länder-Marienwallfahrt, deren Teilnehmer die Heiligtümer Altötting, Mariazell, Loreto und Einsiedeln besuchten, wurde durchgeführt.

In der Militärseelsorge stand die Teilnahme zur 30. Internationalen Militärwallfahrt nach Lourdes unter einem besonderen Marianischen Akzent. Die traditionelle Wallfahrt der Bundeswehr nach Altötting verzeichnete mehr Teilnehmer als sonst. Aber bei allen Aktivitäten ist nur eine kleine Steigerung der Teilnehmerzahlen zu verzeichnen. Erreichen wird die Menschen nicht mehr mit unserem Anliegen? Oder sind die Methoden der Verkündigung überholt? Oder aber haben die „Damen und Herren Gläubigen“ keinen Mumm mehr?

Warten nicht zu viele auf den anderen, der vorangehen möge? Vielleicht ist an allen Fragen ein Stückchen Realität. Man hat sich bei uns zu sehr an den Konsum — „Heilskonsum“ — gewöhnt. Selbst voranzugehen, auch dann, wenn niemand folgt, ist außer Mode. Dabei liegt die Aufgabe der Laien doch quasi vor und hinter der Haustüre. Wer spricht noch mit den Kindern — auch wenn sie erwachsen sind — über religiöse Fragen? Wer spricht mit dem Nachbarn, mit dem Arbeitskollegen oder in der Bundeswehr mit dem Kameraden?

Da muß man nicht erst auf den Priester warten.

Aber eine andere Frage ist, wer kümmert sich um die Entwicklung des eigenen Glaubens?

Man hat doch noch auf der Schule Religion gehabt, man ist zur ersten Heiligen Kommunion gegangen und ist sogar später noch gefirmt worden. Man hat also die Grundstationen erlebt und hat dann sogar eine kirchliche Trauung gehabt.

Was soll man da noch für den Glauben tun?

Nun ja, jeden — das fällt schon schwer — Sonntag in die Kirche gegangen, Predigten gehört, muß man noch mehr für den Glauben tun?

Sicherlich, den Glauben in der heutigen Zeit bekennen und möglicherweise verteidigen zu können, fordert doch etwas mehr. Und für dieses „Mehr“ gibt es viele Angebote, bei den Bildungswerken, bei den verschiedenen Verbänden und bei den Initiativen in den Pfarrgemeinden. Doch leider findet man die Bekehrten meist unter sich. Sollte das nicht anders werden?

Wenn in diesen Tagen, da das Marianische Jahr zu Ende gegangen ist, vielleicht erkannt wird, daß etwas getan werden muß, sollte man mit einer leichten Übung anfangen.

Wir haben jetzt den Monat Oktober. Und dieser Monat stand schon immer unter dem Akzent „Rosenkranzmonat“. Vielleicht kann der nachfolgende Artikel etwas von den Hemmungen und Schwierigkeiten, die leider viele Gläubige haben, abbauen.

Versuchen Sie es!

Von der Not und vom Segen des Rosenkranzgebetes

Theo Klein SCJ

Erlauben Sie mir, mit einer Geschichte zu beginnen: Zu einem Mönch kamen Besucher und fragten ihn: „Welchen Sinn siehst du in deinem Leben der Stille?“ Der Mönch schöpfte gerade Wasser aus einer Zisterne: „Schaut hinein! Was seht ihr?“ Sie sagten: „Wir sehen nichts.“ Nach einer Weile sagte er wieder: „Schaut in die Zisterne! Was seht ihr?“ Die Leute blickten hinunter: „Ja, jetzt sehen wir uns selber.“

Von dieser Geschichte kann man eigentlich eine Brücke zum Rosenkranzgebet schlagen, denn viele sehen den Sinn des Rosenkranzgebetes, das oft als Monotonie empfunden wird, nicht ein. Wenn man in der Stille mit sich selber konfrontiert wird, so kann man auch die Parallele ziehen, daß der Rosenkranz, durch seine 15 Glaubensgeheimnisse, eine Wiederholung der christlichen Glaubenswahrheiten ist, die das „Wichtigste in Kürze“ für unser Christsein widerspiegeln und meditieren.

Meines Erachtens liegt gerade heutzutage bei vielen Christen die Schwierigkeit darin, daß sie mit dem Rosenkranzgebet nicht viel anfangen können, weil der Zusammenhang zwischen den Glaubenswahrheiten und dem persönlichen Leben nicht mehr zum Tragen kommt. Außerdem hat man die Tendenz, durch die Wiederholung der Worte bei der Monotonie stehenzubleiben, anstatt sich vom stillen Glaubensgeheimnis treffen zu lassen, denn dieses Gebet will eigentlich wenige Worte wiederholend vertiefen. Mit Recht behauptet unser jetziger Papst, der ein großer Marienverehrer ist, daß „das Rosenkranzgebet gerade für die Menschen unserer Zeit eine große Hilfe ist“, denn „es vermittelt Ruhe und Sammlung; es trägt unser Leben hinein in die Geheimnisse Gottes, es trägt Gott hinein in unser Leben. Denken und Fühlen lösen sich allmählich aus der Bedrängnis und Vordergrundigkeit unserer Probleme und Interessen und öffnen sich immer mehr dem Wirken Gottes.“

Somit entspricht das Rosenkranzgebet, das also mehr als monotones Beten der immer gleichen Worte ist, insofern der menschlichen Natur, als es Innigkeit der Gedanken und der Empfindung ausdrückt, eine Möglichkeit, ein volles Bild der Glaubensgeheimnisse zu gewinnen, um sein eigenes Leben hineinzubringen. Wahres christliches Beten besteht ja gerade darin, daß man sein eigenes Leben hineinbringt in die schon gesprochene Sprache der Offenbarung der Heiligen Schrift oder in die Rosenkranzgeheimnisse, die ja ein prägnantes Bibelwort beinhalten.

Mit Recht kann der Beter im Betrachten eines solchen Geheimnisses das eingefügte Sätzchen wählen beziehungsweise verändern, wenn er dadurch ein volleres Bild des christlichen Glaubens gewinnt — entscheidend ist, daß das Geschehen nicht verniedlicht wird.

Das Rosenkranzgebet ist in der Tat ein Aspekt einer berechtigten „nachkonziliaren Frömmigkeit“, denn der heutige Mensch braucht wie eh und je die Möglichkeit des Verweilens, der inneren Sammlung, der Orientierung und Kräftigung.

Das Rosenkranzgebet gibt dem Betenden die Möglichkeit, sich während den je zehn Ave Maria in die Geheimnisse des Lebens, Leidens und der Verherrlichung Christi zu versenken. Während der Mund die Worte des Ave Maria ausspricht und die Finger mit den Perlen des Rosenkranzgebetes beschäftigt sind, soll der Mensch zur inneren Ruhe finden, um im Mittelpunkt Christus zu betrachten. Gleichsam läßt der Gruß des Engels an Maria uns ein, an der Hand Marias, die in besonderer Weise Jesu Leben, Leiden und Auferstehen durchlebt hat, diese Ereignisse unserer Erlösung in uns aufzunehmen.

Das Rosenkranzgebet zählt zu den wohl bekanntesten typisch katholischen und marienisch geprägten Gebetsformen, die den Abriss der neutestamentlichen Heilsgeschichte von der Sternstunde der Verkündigung bis zur Himmelsaufnahme Mariens umspannt. Dank dem Rosenkranz suchen Christen einen Weg, sich immer an die Worte und Taten ihres Herrn zu erinnern und bewußt in der Gegenwart Gottes zu verweilen.

Die Gebetsschnur, die ihre Verwendung bei diesem Gebet als äußere Hilfe zum Abzählen der Wiederholungsgebete findet, ist jedoch in vielen Religionen gebräuchlich. Man denke zum Beispiel an Indien: Dort ist ihr Gebrauch schon im ersten Jahrtausend nach Christus nachweisbar. Es gab die Zählschnur im christlichen Mittelalter schon, bevor der heutige Rosenkranz entstanden ist. Er wurde dann oft auch in künstlerisch wertvollen Formen hergestellt, wahres Schmuckstück.

Aber wieso nannte man diese christliche Gebetsschnur, die die Glaubensgeheimnisse betrachtete, „Rosenkranz“? Im Hochmittelalter galt die Rose oder der Rosengarten als Symbol für die Gottesmutter. Der Kranz von frischen Blüten bildete damals auch einen festen Bestandteil der Festtagskleidung für Männer und Frauen. Als Zeichen der Marienverehrung wurde der Muttergottesstatue oft ein Kranz von Blumen, eben ein Blumen- oder sehr oft ein Rosenkranz aufs Haupt aufgesetzt.

Der Rosenkranz spielte eine große Rolle, inmitten der Tradition, um das dankbare Gedenken des Heilshandelns Gottes ständig wach zu halten. Wieviel Trost und Kraft schenkte bereits das Rosenkranzgebet in Stunden der Anfechtung, der Krankheit und des Sterbens. Deshalb kann man den Rosenkranz mit Recht als Gebet der „Kleinen“ bezeichnen, die gerade darin die kostbare Perle des Himmelreiches fanden, weil sie von sich selber leer waren und allem Besserwissen und darum offen — empfänglich wie Maria in der Stunde der Gottesbotschaft — für Gottes gute Worte waren.

Auch große Geister und schöpferische Menschen liebten und übten dieses Gebet. Joseph Haydn (1732—1809) zum Beispiel schrieb die schönsten seiner Kompositionen dem Beten des Rosenkranzes zu. „Wenn ich meinen Rosenkranz, im Zimmer auf und ab gehend bete“, schrieb er, „dann kommen mir so viele Gedanken und Töne, daß ich kaum in der Lage bin, sie schnell zur Gänze niederzuschreiben.“ Deshalb griff dieser hervorragende Meister auch stets, wie er anderen gestand, bei allen Schwierigkeiten seines mächtigen Schaffens nach dem Rosenkranz.

Der Rosenkranz hat als Inhalt und als Ziel, ein Gebet der „Liebenden“ zu sein, denn Glauben heißt für den heiligen Thomas von Aquin „lieben“.

Zahlreiche Menschen haben aus dem Rosenkranzgebet viel Kraft und Trost für ihr alltägliches Christsein geschöpft.

Wie lernt man heute die Bedeutung des Rosenkranzgebetes wieder schätzen? Der bekannte Schriftsteller Reinhold Schneider bemerkte einmal: „Alle Einwände gegen den Rosenkranz rühren daher, daß er nicht gebetet wird.“ So wie man im Schwimmen lernt, wenn man vor dem kalten Naß nicht scheut, sondern ins Wasser springt, genauso kann nur erfahren und zu sagen wissen, was der Rosenkranz wirklich bedeutet, wer in das Gebet einstimmt, sein Angebot annimmt und seinen Weg mitgeht, denn „ein Gebet erschließt sich nur im Beten“.

(Aus der Zeitschrift Heimat und Menschen der Herz-Jesu-Priester in Clairefontaine. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages.)

Recapitulatio fidei

Weltverantwortung im Glaubensrückblick

Johannes Cofalka

I. Einführung

Irenäus von Lyon hat in seiner Schrift *Quinque libri adversus Haereses*¹⁾ bereits in der Frühzeit der Kirche, deren Blutzuge er im Jahre 202 geworden ist, auf das Weltganze aus der Sicht des Glaubens hingewiesen, obgleich die christliche Zeitgeschichte eben erst begonnen hatte.

Er warnt die damals christliche Welt, Glauben an irgendwelche Illusionen zu binden: Weltverwirklichung und Heil geschehen nicht zwangsmäßig oder notwendig, sondern sind aus freiem Willen zu vollziehen. „Wenn du nicht glaubst und den Händen Gottes entfliehst, ist die Ursache der Unordnung und der Unvollkommenheit in dir selbst“ (IV, 39,3).

So erschien damals schon die *Recapitulatio mundi* als unentbehrliche Besinnung auf die uns in der Offenbarung und Lehre der Kirche geschenkte Erkenntnis, in der Mensch und Welt und ihre Vollendung in einem Gedanken zusammen gedacht werden können: Jesus Christus.

Wo Glaubenswirklichkeit in müde Resignation verfällt, öffnet sich die Einbruchsmöglichkeit für eine destruktiv-irrationale Meinungsbildung, die das Weltverständnis mit eigenwilliger Selbstverwirklichung ohne Verbindlichkeit aus dem Glauben erklären möchte.

Die nicht absehbare, weil unendliche Spannung zwischen der Innerlichkeit des Reiches Gottes (das Reich Gottes ist mitten unter euch, Lk 17,21) im glaubenden Menschen und dem Kommen der *basileia tou theou*, des Königiums Gottes (Mk 1,14; Mt 25,34; Lk 12,32; Mk 8,38), wird in der immer gefährdeten Kirche erlitten, in der die Macht in der Schwachheit erfahrbar bleibt bis ans Ende, das zugleich Anfang ist, ob es der einzelne oder der Kosmos und in ihm die Welt erfährt.

Ob der einzelne betet oder die Kirche, beide beten: *Veni Sancte Spiritus*, und beide meinen aus dem ihnen eigenen Spektrum das Ganze des Glaubens, der Kirche, der Welt.

Der Blick auf den Glauben und seinen Ursprung in Gott, die *recapitulatio fidei*, sieht einerseits auf Wort und Tun Jesu, auf Kreuz, Auferstehung, Himmelfahrt und Geistsendung, andererseits aus dem gleichen Glaubensgrund nach vorn auf den gegenwärtigen und kommenden Herrn.

Glaubenswissen verbindet sich mit adventlicher Erwartung.

Die dreifaltige Wirklichkeit Gottes hat sich seit Ewigkeit hineingeschenkt in Schöpfung und Welt.

Teilhard de Chardin spricht, ergriffen von diesem Gedanken, von dem Herzen Jesu Christi, das für diese Welt schlägt und sich hingepfert hat für alle und seitdem als einziges

Licht das Universum erhellt. Teilhard sagt damit in seiner Sprache, was eine zunehmend säkularisierte Kultur zu sagen vergessen hat.²⁾ Das anbetende Hinschauen auf die eucharistische Mitte der Kirche will die Welt und alle mit Vergangenheit und Zukunft hineinbringen in das Geheimnis der Gegenwart Gottes.

Die Rückbesinnung auf das Ganze des Glaubens vermittelt eine Sicht der Welt, die wir nur „durch ihn und mit ihm und in ihm“ zu finden vermögen, der sich „Lamm Gottes“ (Offbg 22,14) nennt.

Lamm Gottes, das ist die sprachlos machende Umschreibung göttlicher Demut des Herzens, die um des menschlichen Herzens willen Göttlichkeit aufgegeben hat (Phil 2,6f.), um sich der Not und Enge diesseitiger Gefährdungen, Sünde, Schuld, Bosheit und Gewalt auszuliefern.

Das Kreuz in Höhe, Tiefe und Breite ist mit dem erhöhten Christus (Joh 12,32) die Signatur seines Heilswerkes. Das Kreuz ist Zeichen der Vollendung des Menschen, der Erde, des Kosmos, die Worte „es ist vollbracht“ (Joh 19,30) bürgen dafür.

II. Alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen

Wenn man den Gedanken des Epheser- und Kolosserbriefes nachgeht, wird schließlich in atemberaubender Höhe der Blick frei für den großen Zusammenhang von Offenbarung und Schöpfung. Ob das Herz den kühnen Worten des Prologs im Johannes-Evangelium oder den Paulusbriefen folgt, alle Linien führen zu Jesus Christus als dem Ausgangs- und Endpunkt, auf den sich alles zubewegt: „Gott hat beschlossen, die Fülle der Zeiten heraufzuführen, in Christus alles zu vereinen, alles, was im Himmel und auf Erden ist“ (Eph 1,4). „Die Kirche“, so Paulus weiter, „ist sein Leib und wird von ihm erfüllt, der das All ganz und gar beherrscht.“

Epheser 1 will sagen, daß, wie M.J. Scheeben darlegt, „alle Dinge unter einem Haupte vereinigt werden . . . , unter dem alle Kreaturen naturgemäß ihre letzte und höchste Einheit finden, weil es zugleich das schöpferische Prinzip aller ist.“³⁾

Der Kolosserbrief führt den Gedanken des Prologs „Alles ist durch das Wort geworden“ (Joh 1) weiter:

„Alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen. Er ist vor aller Schöpfung. In ihm hat alles Bestand. Er ist das Haupt des Leibes, der Leib aber ist die Kirche“ (Kol 1,18).

Die Erfüllung des Heilswerkes Christi ist zugleich Wiederherstellung der von Gott auf Vollendung hin geschaffenen Welt im Kosmos; denn die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten ist noch zu erwarten, weil „die Wirklichkeit Christus ist“ (Kol 2,17). Der schon Auferstandene und unerschöpflich gegenwärtige Herr ist zugleich der noch Kommende.

Aus all dem leuchtet durch: Glaube beinhaltet mit den Offenbarungswahrheiten, wie sie die Kirche lehrt, auch das Verständnis für den Sinn der Welt und Lebens, für das Ganze der Schöpfung und ihre Vollendung.

Die Worte Jesu, „wenn ich über die Erde erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen“ (Joh 12,32), und „es ist vollbracht“ (Joh 19,30) krönen die Sehnsucht des Erlösers, bis dieses Werk der Erlösung vollzogen ist (Lk 12,50), in die das All, die Erde, alle Menschen, die Kirche hineingenommen werden. Der „Erste und der Letzte und der Lebendige“ (Offbg 1,17; 2,8), der am Kreuz der Welt ihren Sinn erworben hat, sagte auch: „ich in ihnen und du in mir, daß sie vollendet seien in Einheit“ (Joh 17,23).

Der durch den Tod schreitende Mensch wird mit dem am Kreuz erhöhten König vereinigt.

Aber Gott erhebt vor dem Tod des einzelnen Anspruch auf die Antwort des Menschen durch eine uneingeschränkte Lebens- und Daseinshaltung aus dem Glauben, weil mit dem geschenkten Glaubensgut das Schicksal des einzelnen und sein individuelles, ihm von Gott zugedachtes Ziel verbunden ist. Damit die Person als Ganzheit von Leib, Seele und Geist aus diesem Glauben in Freiheit Sinn und Ordnung seines Lebens herleiten kann, sind der Kirche jene Mittel gegeben, mit denen der einzelne dieses Leben in dieser Welt durchzustehen vermag: der Glaube der Kirche und in ihm die Sakramente.

III. Kirche und Heil

Wenn Kirche „das sichtbare Zeichen des bleibenden und für immer siegreichen Heilswillens Gottes und seiner Heilzusage in Jesus Christus“ ist, so ist sie damit auch jene Gemeinschaft, die mit der ihr aufgetragenen Ordnung die von Jesus begnadeten Zeichen weitergibt und behütet.

Die Sakramente sind nicht nur Lebensraum der Kirche, sie sind auf die Breite des ganzen Lebens hin eingesetzt und befähigen, jedes auf seine Weise, christliches Leben bis hinein in die Sterbestunde zu verwirklichen.⁴⁾

Das Aggiornamento des II. Vatikanischen Konzils ist in der Hinwendung zur Welt kein Schlußverkauf, sondern das vertiefende Verständnis zum Wirksamwerden in der Welt von heute aus der Sicht und der Liebe des Glaubens.

Das Ganze des Glaubens und in ihm die Sakramente (und das ist wohl auch seine Tiefendimension), beinhaltet die Möglichkeit, durch Hinwendung zu Gott schon in dieser Welt eine immer wieder unverdient geschenkte Neuschöpfung zu erfahren. Die bestätigende Heilung eines Gelähmten, dem zuvor angesichts ablehnender Beobachter die Sünden vergeben worden sind (Mt 9,5), bedeutet, daß christlicher Glaube den ganzen Menschen meint, fordert, heilt und heiligt.

In der Kirche wird der Glaube durch die Zeit durchgetragen. Für das Wissen um die untrügliche Wahrheit der Offenbarung ist der Heilige Geist selbst Garant, Zeuge, Lehrer und Tröster (Joh 16,3; Joh 14,16; Joh 16,7), daß Offenbarung, Glaubenslehre und fortschreitende Erkenntnis unverletzlich und wahr bis an das Ende der Zeiten bewahrt und weitergegeben werden.

Der Auftrag Christi an die Kirche, seine Lehre zu bewahren und allen Völkern bis an die Grenzen der Erde zu verkünden (Apg 1,8), überdauert alle Zeiten und gilt auch heute.

Die Übernatürlichkeit des Glaubens beruht auf der Autorität Gottes, aber der Mensch muß auch „seinen Glauben durch die Zustimmung des Verstandes rechtfertigen können“ (NR, S. 33).⁵⁾

So wie die Schöpfung ganz im Willen Gottes begründet und von ihm abhängig ist,⁶⁾ so ist auch die Kirche Ausdruck göttlichen Willens. Sie ist es doch, die das Offenbarungsgut und das, was den Menschen befähigen soll, sein ewiges Ziel zu erreichen, verwaltet.

Kirche in Grundlegung, Aufbau, Heiligkeit ihrer inneren Ordnung, weltweit und aus dem Ganzen ihrer Lehre hervorgehend bleibt bei aller Sichtbarkeit und im Ringen um Einheit Geheimnis Gottes die Unam, Sanctam, catholicam et Apostolicam Ecclesiam.

Paulus zieht im Epheserbrief die Linien der Kirche bis in die Ewigkeit Gottes hinein: „Verkünden, wie jenes Geheimnis Wirklichkeit geworden ist, das von Ewigkeit in Gott, dem Schöpfer des Alls, verborgen war (Eph 3,9).

In den Rahmen der beiden Anfang und Schluß bildenden Sätze:

„Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde“,
und

„Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“,

verfügt Jesus seinen Auftrag:

„Geht zu allen Völkern,
macht alle Menschen zu meinen Jüngern,
tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes
und lehrt sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“
(Mt 28,19–20).

Damit wird jenes Wort Jesu ergänzt, mit dem er sich kirchenstiftend an Petrus wendet:

„Du bist Petrus, und auf diesem Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. . .“ (Mt 16,18).

Das Wirken aus dem Evangelium ist ein Umsetzen inhaltlich bestimmten Glaubens mit Leib, Seele und Geist, um Welt und Leben zu gestalten.

Dabei darf unser Optimismus nicht ein Fatalismus sein, der sich eine Änderung menschlichen Verhaltens aus Katastrophen verspricht, sondern, daß der Geist das Antlitz der Erde schöpferisch erneuern kann.

Die Worte: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“, und: „alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen“ (Mt 28,20 und Kol 1,16), wollen nicht als schöngeistige Phrase weitergegeben, sondern mit unüberbietbarem Optimismus verwirklicht werden.

Einen Glauben mit negativem Glaubensinhalt hat uns in der abweisenden Haltung gegenüber Gott und dem Menschen hinreichend deutlich der Marxismus und Sozialismus jeder Färbung beschert.

Bedarf es da noch der Experimente?

IV. Maria

Das Neue Testament zeigt uns Welt und Mensch ganz im schöpferischen Willen und Wirken des dreifaltigen Gottes.

Aus dem Geheimnis Gottes, vom Vater gesandt, nahm Jesus im Sohnesgehorsam in der Zeit durch das Wirken des Heiligen Geistes aus Maria die menschliche Natur an. Maria ist für diese einzigartige Aufgabe durch den Willen des Vaters vom ersten Augenblick ihres Daseins von der Erbschuld unbefleckt geblieben und hat als jungfräuliche Gottesgebäerin der Welt den Erlöser geschenkt.

Mit Maria beginnt aus der Menschwerdung Gottes eine neue Seins- und Schöpfungsordnung, die aber schon in der Genesis 3,15 angekündigt wird und vorgebildet ist (praeformaverat, Irenäus III, 22,3).

Ausgehend von den Worten der Verkündigung über die Worte Jesu in den Evangelien und die einleitenden Gedanken zum ersten Brief an die Thessalonicher bis zur Apokalypse erklingt ein Danklied an das Wirken von Vater, Sohn und Heiligem Geist durch, das um des Menschen willen Versöhnung begründet und vollenden will.

Maria ist dabei aus der Heilsgeschichte weder wegzudenken, noch kann das Verleugnen ihrer Bedeutung die Tatsache verdunkeln, daß das Erlösungsgeschehen mit Maria beginnt. Die vier Mariendogmen, Maria, immer Jungfrau (325, 431, 649, Nicäa, Ephesus, Lateran), Maria, Gottesgebäerin (Ephesus 431), die Unbefleckte Empfängnis Mariens (Pius IX., 1854) und die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel (Pius XII., 1950), sind leuchtende Ereignisse der Kirchengeschichte.

In Maria offenbart sich die Treue Gottes, der das Leben und die Vollendung des Menschen will. Der Tod, so dunkel, antwortlos und hart er auch den einzelnen zu treffen vermag, kann letztlich nur noch vom Leben her definiert werden. Gott ist ein Gott der Lebenden und nicht der Toten (Mt 22,32). Leben endet in das Leben hinein.

V. Stufen

Glaube als Besitz und Wagnis, Tremendum und Fascinosum (Erzittern und Ergriffensein) orientiert sich stets am Kreuz, das zur treuen und zuverlässigen Liebe führen will.

Die Stufen zu einer immer tieferen Gemeinschaft mit Christus:

1. Überzeugtsein vom Glaubensinhalt,
2. Gottvertrauen in der Kraft Gottes (Heiliger Geist)

faßt der Hebräerbrief (11,1) in die Worte: „Es ist aber der Glaube das feste Vertrauen auf das Erhoffte, ein Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht.“

3. Die dritte, höchste Stufe, das personale Verhältnis zu Gott als Lebensgemeinschaft mit Christus,

zeichnet Paulus im Epheserbrief (3,17) vor:

„daß Christus in euren Herzen wohne durch den Glauben, damit ihr in Liebe festgewurzelt und festgegründet seid“.

Augustinus, Theresia von Avila, Johannes vom Kreuz und Theresia von Lisieux haben diese Stufen als Reinigung, Erleuchtung, Vollendung durchdacht und durchlebt, wobei der Durchbruch ein wirkliches Einbrechen einer neuen Erkenntnis bedeutet, dem nichts vorher Erlebtes entspricht.

Theresia von Lisieux hat im Verlust des Glaubensempfindens nur noch aus Glaubensgehorsam den Stufenweg des Glaubens als ein Emporgehobenwerden aus der tiefsten Kleinheit menschlichen Unvermögens zur höchsten Faszination der Gotteshingabe — Gott an den Menschen, der Mensch an Gott — bewußt begriffen und aus der Mitte ihrer Persönlichkeit zur Grundlage ihrer Weltverantwortung und Gottesliebe gemacht. Glaubensgehorsam — ein Aspekt, der heute wiederentdeckt werden will.

VI. Gnade und Vollendung

Wer die einfachste Formel für das sucht, was Gnade bedeutet, findet die Antwort in den Worten des Engels an Maria, als er, die er die Gnadenvolle nennt, hinzufügt: „Der Herr ist mit dir“. Gnade ist nicht ein von Gott losgelöstes Etwas. Rückblickend auf die Ursache unseres Glaubens und vorausschauend auf die Verantwortung, die uns aus der Glaubenswirklichkeit in Welt und Kirche erwachsen, weisen uns die Paulusworte an die Epheser auf Inhalt und Richtung der Gnadenwirksamkeit hin: „daß Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne; . . . der vermöge der Gnade, die in uns wirksam ist, mehr, ja über die Maßen mehr, als wir erbitten und ersinnen können, zu bewirken vermag.

Das Verhalten derjenigen, die in Freiheit wissend und glaubend aus Überzeugung handeln, steht dem säkularisierten Geist der Selbstvergötzung unserer Zeit entgegen. Der Urheber unseres Glaubens ist auch derjenige, der Verantwortung für Welt, Kirche und Leben verlangt.

Gott will aber diese Verantwortung in der vollen Freiheit der Person im Maße ihrer leiblichen, geistigen und seelischen Möglichkeiten. Person bedeutet letztlich: in Verantwortung auf dem Wege sein.

Der Christ, der sich als Zeuge versteht, wird aus dem Umgang mit der Schrift und der Lehre der Kirche lernen, daß der Augenblick mit Ewigkeit gefüllt werden will, daß das volle Leben aus Gott auch das Ziel in Gott ersehnt. Das bedeutet jedoch nicht knechtische Angst vor dem allgegenwärtigen Gott. Gott ist kein Aufpasser. Gott, der die Liebe ist

(1 Joh 4,8), hat in seiner menschlichen Existenz und seit Ewigkeit auf den Menschen und sein Heil „zugelebt“ und seinen Heilsauftrag auf die Zukunft der Menschen und seine Gegenwart hin vollendet. Der Tod hat zwar seine endgültige Wirklichkeit behalten, nur: Mit Christus ist etwas Entscheidendes hinzugekommen, der Tod kann nicht mehr für sich allein gesehen werden. Er ist eingeordnet in eine Ordnung, die Gott selbst bis zur Hingabe am Kreuz gewollt und auf unsere Vollendung hin gewirkt hat. Vollendung aber setzt die vorherige Erlösung durch das Opfer Christi voraus.

VII. Frieden

Der Apostel Jakobus schreibt in seinem Diasporabrief: „Die Frucht der Gerechtigkeit wird in Frieden gesät für jene, die Frieden halten“ (Jak 3,18). Der hier gemeinte Friede ist eine existentielle Haltung gegenüber den Ordnungen Gottes. Die Gerechtigkeit des Reiches Gottes (Mt 6,33; Lk 12,31) führt zu einer Befindlichkeit, aus der sich alles andere in eine innere Ordnung einfügt.

Dem Jakobuswort steht jenes andere Wort des Thukydides aus dem Melierdialog (Der Peloponnesische Krieg) gegenüber, das bis heute seine innerweltliche Gesetzmäßigkeit behalten hat: „Recht kommt im menschlichen Verkehr nur bei gleichem Kräfteverhältnis zur Geltung, die Starken werden alles in ihrer Macht Stehende durchsetzen, und die Schwachen werden sich fügen.“

Der innerweltliche Friede weist so große Varianten auf, daß er keine dauerhafte Grundlage für eine gemeinsame Friedensvorstellung bieten kann.

Der Friede des Siegers ist ein anderer als der Friede des Besiegten. Der Friede des Gottlosen ist ein anderer als der Friede derer, die aus dem Glauben denken und handeln. Der staatenpolitische Friede zwischen den Nationen ist nicht vergleichbar mit dem staatspolitischen Frieden der einzelnen Staaten, in dem es erhebliche innerstaatliche, politische Schwankungen und Entscheidungsfindungen geben kann.

Die verschiedenen Bereiche unseres Lebens haben ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickelt. Medizin, Technik, Wirtschaft, Soziologie, Politik, Industrie usw. folgen mit zunehmender Verästelung der Disziplinen bei Abgrenzung nach außen ihren eigenen Gesetzen. Die Liberalisierung der eigenen Autorität ohne übergreifende Verbindlichkeit aber kann zu Ergebnissen führen, die sich letztlich gegen den Menschen richten und gegen die Welt im weitesten Sinne, in der er leben muß.

Der Glaube allein vermag jene „Frucht der Gerechtigkeit“ hervorzubringen, die nicht mit jedem Bereich unseres Lebens zugleich neue Ängste entstehen läßt, sondern einen Frieden schenken will, der allen dient. Die Persönlichkeit aber ist es, die diesen Frieden annimmt und verwirklicht oder ablehnt mit allen Konsequenzen, die mit vorletzten, absolut gesetzten Zielen verbunden sind. Friede in der Welt ist erst die Voraussetzung, „Frucht der Gerechtigkeit“ sein Ziel, ohne die jeder Friede seinen Sinn verfehlt und innerweltlichen Tendenzen verfällt.

VIII. Sind wir betroffen?

Der Rückblick auf den Glauben, auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit, Jesus Christus, Schöpfung, Sünde und Erlösung, Kirche, Maria, Gnade, Sakramente und Vollendung bewahrt in der recapitulatio fidei vor dem schwerwiegenden Irrtum, daß das, was in der Welt geschieht, eine Sache des Zufalls oder der Mächtigen ist, die in ihren Entscheidungen den Herrn, durch den und auf den hin alles geschaffen ist, verfehlen.

Die größte Gefahr unserer Zeit besteht in der Desertifikation, d. h. in der Verödung der Seelen, bis sie zur Wüste geworden sind. Ursache ist die inzwischen alle erfassende Versuchung zur Unlust an Gott, die Thomas von Aquin „Acedia“ nennt.

Begegnen kann man ihr heute vielleicht nur noch mit der in der Offenbarung geforderten bräutlich liebenden Sehnsucht nach dem Wort Gottes, bis die Fülle des Glaubens wiedergefunden ist, die das Herz verwandelt: recapitulatio fidei!

Anmerkungen

- 1) Irenäus, *Quinque libri adversus Haereses* (Fünf Bücher gegen die Häresien), Bibliothek der Kirchenväter, Kempten-München 1924
- 2) Kirchenlexikon, I, 779, A. Wickenhauser, Die Kirche als der mystische Leib Christi, S. 219
- 3) Teilhard de Chardin, *La messe sur le monde*. (Lobgesang de Alls, Olten 1964; T.D.Ch. Science et Christ (Mein Universum), Freiburg 1965
- 4) *Taufe*, Befreiung von Erbsünde und persönlicher Schuld, Pforte zum übernatürlichen Leben, *Buße*, Sakrament der Versöhnung, Sündenvergebung und Erneuerung geistigen Lebens, *Firmung*, Festigung in der Kraft des Heiligen Geistes, Sakrament zur Mündigkeit katholischen Lebens, *Eucharistie*, Gegenwart Christi im Altarssakrament unter den Gestalten von Brot und Wein, Opfergedächtnis, Opfermahl und Opferspeise, Mitte der Sakramente, *Ehe*, Sakrament christlichen gemeinsamen Lebens auf dem Weg zum übernatürlichen Ziel des Menschen, *Priesterweihe*, Sakrament des amtlichen Priestertums zur Fortführung des Priester- und Mittleramtes Christi, Bestellung zum Priestertum für die Darbringung des Opfers in der Heiligen Messe mit der Vollmacht der Sündenvergebung; *Krankensalbung*, Zeichen der kommenden Herrlichkeit, Wegnahme der Hindernisse, die dem Eintritt in die Seligkeit Gottes entgegenstehen. Nach: Neuner-Roos, Regensburg 1983
- 5) Neuner-Roos, *Der Glaube der Kirche*, Karl Rahner und Karl H. Weger, Regensburg 1983, S. 33
- 6) Neuner-Roos, S. 181f.

Arbeitsgrundlagen

- Neuner-Roos, *Der Glaube der Kirche*, Karl Rahner u. Karl H. Weger, Regensburg 1983
Emmeran Scharl, *Recapitulatio mundi*, Der Recapitulationsbegriff des Heiligen Irenäus. Freiburg Br. 1941
Johann Auer, Joseph Ratzinger, *Kleine Katholische Dogmatik*, I–VI, Regensburg 1983
Joseph Kardinal Ratzinger, *Theologische Prinzipienlehre*, München 1982
Karl Rahner, *Grundkurs des Glaubens*, Freiburg 1976
Leo Scheffczyk, *Schwerpunkte des Glaubens*, Einsiedeln 1977
J. Bökmann, *Christsein = Menschsein? Zur Banalisierung der Glaubensexistenz*, Schulinformationen 7/1975, S. 2–11
Hans U. V. Balthasar, *Theologik III, Der Geist der Wahrheit*, Einsiedeln 1987
Karl Adam, *Der Christus des Glaubens*, Düsseldorf 1956
Johannes Brinktrine, *Katholische Dogmatik*, I–III, Paderborn 1946–1952

Europa — Zeitgeschehen

Vor zwanzig Jahren:

Augenzeuge beim Freiheitskampf der Tschechen

Karl Breyer

Am 20. August 1968 besetzten Truppen des Warschauer Paktes — darunter Einheiten der Volksarmee der DDR — die tschechoslowakische Republik. Es bedeutete das Ende des neuen, liberalen Kurses der tschechischen Kommunistischen Partei. Zwischen der Bevölkerung und den Invasionstruppen kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Der „neue Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, der als „Prager Frühling“ in die Geschichte eingegangen ist, war von Alexander Dubček, Erster Sekretär des ZK der KP, und Ludvík Svoboda als Staatspräsident der CSSR eingeleitet worden. Die Liberalisierung hatte zur Verunsicherung der sozialistischen Nachbarstaaten geführt. Die Sowjetunion versuchte zunächst, durch diplomatischen Druck die Reformen zu verhindern. Als diese Intervention keinen Erfolg hatte, wurde der militärische Einmarsch beschlossen. Alle Armeen des Warschauer Paktes — mit Ausnahme von Rumänien — waren daran beteiligt. Unser Afrika-Korrespondent Karl Breyer war damals als Berichterstatter in Prag.

Manchmal lebt ein Journalist vom glücklichen Zufall und ist dann plötzlich Augen- und Ohrenzeuge eines außergewöhnlichen weltgeschichtlichen Ereignisses. So erging es mir damals in den Augusttagen 1968 in Prag. Eine amerikanische Filmgesellschaft wollte das Drama des Zweiten Weltkrieges — „Die Brücke von Remagen“ — verfilmen. Die Produzenten hatten in der Nähe der tschechischen Hauptstadt eine alte verrostete Brücke entdeckt, die mit der historischen Rheinbrücke eine gewisse Ähnlichkeit aufwies. Für die QUICK-Redaktion in München sollte ich über diese Filmaufnahmen berichten. Ich wählte den österreichischen Grenzübergang Leopoldschag bei Rainbach im Mühlkreis, weil man mir gesagt hatte, daß dort die tschechischen Grenzbeamten ohne Probleme ein Einreisevisum ausstellen. Am späten Nachmittag traf ich in Budweis ein; über Pilsen erreichte ich Prag. Zur gleichen Zeit, als ich dann abends in der Goldenen Stadt ein Zimmer suchte, marschierten einige hundert Kilometer entfernt an der polnischen, ukrainischen, ungarischen und DDR-Grenze die ersten Einheiten des Warschauer Paktes in die CSSR ein.

Sieben Tage war ich in Prag. Sieben Tage war ich Augenzeuge des Freiheitskampfes der Tschechen. Sieben Tage waren die Menschen auf den Straßen der wichtigsten Städte. Sie kämpften für die Freiheit ihres Landes. Ohne Waffen, nur mit Fahnen, Worten und Bildern ihrer Idole Dubček und Svoboda. Mit Plakaten, die die Russen aufforderten: Geht nach Hause! Sie riskierten ihr Leben. Auf dem Pflaster tschechischer Städte verbluteten Demonstranten, getroffen von den Kugeln sozialistischer „Brüder“. Das erste Opfer des sowjetischen Überfalls war der siebenundzwanzigjährige Student Zdenek Prihoda.

Schon in den ersten Tagen der Okkupation hatten die Menschen in der Tschechoslowakei gelernt, wie sie den Verhaftungskommandos entgehen konnten. Geheime Rundfunkstationen gaben laufend die Autonummern durch, hinter denen sich sowjetische Geheimagenten tarnten. In Prag wurden verschiedene dieser Geheimpolizisten erkannt. Einer von ihnen wurde entlarvt, als er den Namen Dubček nicht richtig aussprechen konnte. Er sprach zwar perfekt tschechisch, wie alle Sowjetagenten. Aber für die erregten Prager genügte der kleine Aussprachefehler. Tschechische Polizisten mußten den Mann widerwillig in Schutz nehmen. Die aufgebrachte Menge hätte ihn sonst gelyncht.

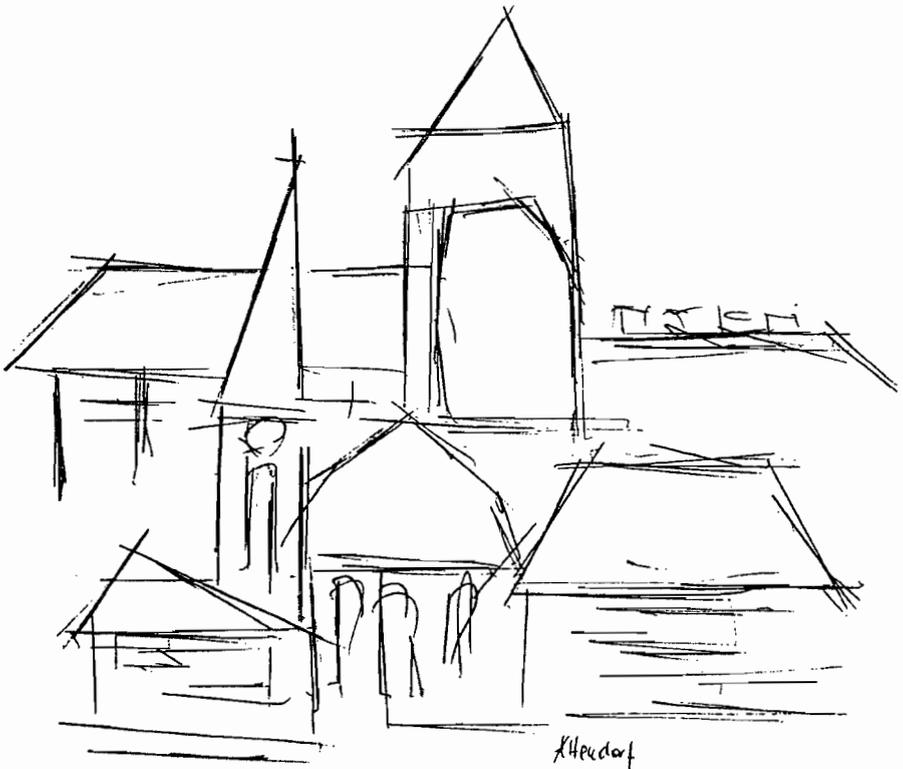
Vor dem Einmarsch sah der neue Kurs der tschechoslowakischen Kommunisten die Abschaffung der Präventivzensur, die Erlaunis öffentlicher Diskussionen über die nationalen Angelegenheiten, die Trennung von Partei und Staat sowie die Zulassung einer legalen Opposition vor. Die wirtschaftliche Krise sollte durch die Einführung einer „sozialen Marktwirtschaft“ behoben werden. Die Panzer und Truppen des Warschauer Paktes machten dieser neuen Politik innerhalb weniger Stunden ein Ende. Eine von der Parteilührung ins Auge gefaßte Massenversammlung der Einwohner von Prag für den 21. August wurde abgesagt. Die Mehrzahl der Politiker wurde verhaftet und sogar verschleppt und wartete wie Schafe auf die weitere Entwicklung, obwohl viele von ihnen hätten fliehen können.

Der Kreml nutzte die Verwirrung. Der Parteilührer, der Ministerpräsident, der Parlamentsvorsitzende und das Staatsoberhaupt wurden außer Landes gebracht. Die sowjetische Parteilührung holte die Opfer ihrer Gewalt schließlich unter Drohungen an den Verhandlungstisch. Staatspräsident Svoboda reist eigenmächtig zum „Canossagang“ nach Moskau. Im sogenannten „Moskauer Protokoll“ vom 26. August 1968 diktierten die Sowjets die weitere Entwicklung. Als er zurückkam, war der „Prager Frühling“, der acht Monate gedauert hatte, zu Ende. Im Rahmen der QUICK-Berichterstattung schrieb damals Professor Golo Mann: „Eingekeilt zwischen der Erbitterung, der enttäuschten Hoffnung, dem verletzten Stolz ihrer Völker und der Übermacht der Okkupanten werden die tschechoslowakischen Führer ein politisches Spiel führen müssen, dessen Gefährlichkeit jeder Beschreibung spottet.“

Das Zentralkomitee der Partei wurde radikal umbesetzt und erhielt 87 neue Mitglieder. Dubcek wurde 1969 von Gustav Husak als Parteichef abgelöst. Ein Jahr danach stellte man den Reformpolitiker endgültig kalt. 1975 wurde Husak auch Staatspräsident. 1977 forderte eine Bürgerrechtsgruppe noch einmal die Anerkennung der verfassungsmäßig garantierten Rechte. Zahlreiche Bürgerrechtler wurden verhaftet. Verschiedene flohen ins Ausland. Damit war der „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ endgültig gescheitert. Zehn Jahre später waren mehr als 250 Bücher über die Ereignisse in der Tschechoslowakei erschienen.

Heute spricht man davon, daß Alexander Dubcek ein Vorbild für Gorbatschow sein könnte. In einem Interview, das er im Dezember vorigen Jahres mit zwei Journalisten der italienischen KP-Zeitung „L'Unita“ führte, sagte er u. a.: „... Und doch ist eine der Überein-

stimmungen in der Idee einer allumfassenden Demokratisierung von Partei und Gesellschaft zu sehen... Würde man das Aktionsprogramm vom April 1968 veröffentlichen... könnte die Analogie deutlich gemacht werden..." Der vage Traum des slowakischen Tischlersohns und Maschinenschlossers Dubcek wurde nie verwirklicht. Die sowjetische Realität bereitete ihm ein Ende. Heute stellt man sich auch in Prag die Frage: Ist der 20. August 1968 ein Menetekel für den Juristen Michael Gorbatschow? Wird die soziale und politische Dynamik eines autokratischen Kommunismus auch seinen Reformen ein Ende bereiten?



Die alte Stadt

Die alte Stadt erzählt Geschichten:
vom Krieger, wie er röchelnd stirbt;
den Henker seh ich blutig richten,
wobei er stolz um Beifall wirbt.

Da ist der Kaufmann; wie er schichtet,
was Schiff für Schiff sein Lager füllt.
Und mich seh ich, der Verse dichtet,
weil mir ein heimlich Blinzeln gilt.

Wolfgang Altendorf

Realitäten in Europa

Probleme am Strand

Helmut Fettweis

Der Reisende in Europa — und wenn man der Statistik glauben darf, verreisen über 50% der Mitbürger der Bundesrepublik — wird oft so durch seine Programme am Urlaubsort eingespannt, daß er zwar vom Land noch einiges, von den Bewohnern ein wenig, von den Problemen der Menschen aber gar nichts sieht.

Ökologie

Wenn man aber mit wachen Augen das Leben in einer Region betrachtet, dann fallen Problemfelder auf, die eines Tages uns alle betreffen, auch wenn wir sie noch weit entfernt wähen.

So kann man am Strande der italienischen Adria Dinge feststellen, die zum Nachdenken zwingen.

Hier soll nicht mit Schwerpunkt auf die Probleme der Ökologie eingegangen werden. Sie sind vorhanden, sie werden — leider noch zu langsam — erkannt, und man beginnt etwas dagegen zu tun. Unsachliche oder übertriebene Darstellungen helfen hierbei nicht. So hat das Rauschen im Blätterwald über die Algenteppiche an der Adria leider nicht den Erfolg gebracht, den sich die Urheber erhofften. Weitschauende Stadtväter und Hoteliers wollten — mit Recht — auf die Verschmutzung der Adria durch den Po hinweisen. Sie sehen nämlich ihre Investitionen — Abflusssammler, Kläranlagen usw. — gefährdet, wenn der größte Fluß Italiens weiterhin Düngerreste, Fäkalien, chemische Rückstände usw. ungeklärt in das Meer ergießt. So kam eine gewisse Algenschwemme an manchen Stellen als Folge einer Monate dauernden Hitzewelle gerade recht, um der Regierung in Rom „Dampf“ zu machen. Die Presse nahm sich der Sache an. In Rom wurde man wegen der Sommerferien erst langsam wach und schickte nach einiger Zeit eine Delegation an die Adria und die stellte keine Algen fest. Einige Stunden Regen, ein scharfer Wind hatten das Meer wieder geklärt.

In der Presse aber wurde die Meldung zum Selbstläufer und vergraulte Tausende von Reisenden. Es wurde dann ein Boot mit Presseleuten an der Küste entlanggefahren. Man überzeugte sich von der Klarheit des Wassers, aber es war schwer, nun noch neue Reiselustige zu finden. Die italienischen Gewerkschaften schrieben billige Reisen für ihre Mitglieder aus, aber die konnten das „Loch“ in der Kasse nicht mehr füllen. So ging also ein Teil des dringend benötigten Geldes in andere Regionen.

Soziale Probleme

Der Urlauber

Die Deutschen stehen in der Zahl der Urlauber aus dem Ausland weiterhin an der Spitze. Dennoch haben sich gewisse Änderungen der Gewohnheit ergeben. Man verzichtet mehr

auf „Würstl mit Kraut“ oder auf deutsches Bier und wendet sich einheimischen Gerichten zu, weil diese nicht nur schmackhaft, sondern auch billiger sind.

Man kauft nicht mehr so viel, weil die Preise für viele Dinge — Gold, Schuhe, Textilien, Lederwaren aller Art usw. — höher sind als bei uns. Man gibt auch nicht mehr ganz soviel für teuren Schnick-Schnack aus. Dennoch, die Klasse der Urlauber — ob aus Deutschland, Holland, Großbritannien, Frankreich oder der USA — ist eine Klasse, die relativ sorglos leben kann.

Hoteliers — Geschäftsleute

Ebenso sorglos können auch die Hoteliers und etablierten Geschäftsleute leben. Ihre Gewinnspanne ist zwar kleiner geworden, aber sie ist immer noch gut über dem Durchschnitt.

Weniger gut geht es den Angestellten im Hotel- und Gaststättengewerbe und den vielen Kleinunternehmern. Hier empfindet man den Ausfall mancher Trinkgelder und der Lust, abends zu später Stunde noch einmal an der Ecke eine köstliche Pizza mit einigen kühlen Bieren zu genießen.

Bademeister

Eine „Macht“ am Strande sind die etablierten Bademeister. Ihr Geschäft mit Zelten und Liegestühlen geht nach wie vor gut. Doch auch hier sind gewisse Einnahmeeinbußen zu verzeichnen. Man nimmt weniger Liegestühle, man bringt mehr „Bodenmatten“ und eigene Liegen mit.

Offizielle Strandverkäufer

Mit Abstand folgen dann die Strandverkäufer, die eine offizielle Zulassung haben. Eis wird nach wie vor in Mengen vertilgt, und auch die Anbieter für Kokosnussecken — zur Hygiene immer kurz in einen Eimer voll Wasser getaucht! — und für kandierte Süßwaren finden beim italienischen Urlauber regen Zuspruch.

Fliegende Händler

Dann aber wird es trauriger. Da gibt es die vielen fliegenden Händler. In wenigen Sekunden hat ein Gehilfe/Gehilfin ein Kleidergestell am Strand aufgebaut und aus 2 oder 3 undefinierbaren Bündeln werden Strandkleider, Blusen und Röcke entnommen und dekorativ aufgehängt. Andere breiten ein großes Tuch aus und bieten Decken der verschiedensten Größen und Formen an, vielfach preiswert und auch von vernünftiger Qualität.

Die „Auch-Händler“

Dann aber kommt die Zahl der Warenanbieter, die von der „echten“ „Gold“-Uhr über die Halskette bis zu afrikanischen Masken einfach alles anbieten, was der normale Mensch

nicht braucht. Ihnen zur Seite stehen die Händler, die Teppiche (40° im Schatten), angeblich original Polohemden, Jogging Anzüge von bekannten Firmen anbieten, die letztlich aber fast ausschließlich billigste Nachahmungen sind.

Die „Händler“ sind z. Z. fast ausschließlich Menschen aus Afrika. Sie leben in Buden ohne hygienische Einrichtungen, bekommen — gegen Geldabzug eine Mahlzeit am Tage, meist Reis oder Nudeln mit Spuren von Fleisch oder Fisch — und verdienen, wenn es hoch kommt, 2000—3000 Lire = 2,80—4,20 DM netto am Tage. Sie müssen von ihrem Verdienst nämlich die Aufseher bezahlen, die nach jedem „Geschäft“ kassieren, und eine gewisse Summe wird für Steuern und undefinierbare Abgaben einbehalten. Diese armen Menschen haben keine sozialen Sicherungen und keine sozialen Rechte, sie leben einen kleinen Finger über der Not in einer Hungerregion.

Die Probleme

Woher kommen diese benachteiligten Menschen? Sie sprechen so schlecht italienisch, daß man sie kaum versteht. Ein paar Brocken englisch oder 5 Wörter deutsch — „gute Ware“ — sind schon Ausnahmen.

Einmal gibt es Schlepperorganisationen, die illegal Afrikaner einschleusen. Sie bekommen Überfahrt, ein wenig Bekleidung und müssen diese Auslagen zunächst abarbeiten. Da sie meist nicht lesen oder schreiben können, sind sie nur auf das Gehörte angewiesen, und das kann oftmals doppeldeutig sein. Andere wieder haben irgendeinen Vorfahr, der unter italienischer Kolonialverwaltung — und diese war damals menschlich — ein Bürgerschaftspapier erhalten hat. Ein solcher darf einreisen. Aber dann kümmert man sich kaum um ihn.

Wenn dann eines Tages Europa völlig freizügig wird, wenn ein Paß oder ein Ausweis an keiner Grenze mehr notwendig ist, dann können gewisse „Organisatoren“ mit ihren „Händlern“ ganz Europa überschwemmen. Nach getaner „Arbeit“ werden sie dann in dem Land zurückgelassen, das das beste Sozialnetz hat. Die Folgen werden erheblich sein.

Sieht man diese Probleme, dann versteht man, warum Europa nicht in wenigen Monaten entstehen kann. Alle europäischen Völker schleppen nämlich eine Last der Geschichte mit sich, die der sorgfältigen Einordnung in die heutige Zeit bedarf. Diese Realitäten muß man auch im Urlaub sehen.

Unterwegs in Europa

Santiago de Compostela

Impressionen einer Wallfahrt

Kurt Unglert

Einer Einladung des Laienapostolates der spanischen Armee folgend, beteiligte sich die Gemeinschaft Katholischer Soldaten mit Abordnungen aus Plön, Bonn, Bad Neuenahr-Ahrweiler, Frankenberg/Eder und Donauwörth an einer über die Distanz von einhundertachtzig Kilometer gehenden Fußwallfahrt auf dem kastilischen Teil des Jakobswegs.

Sie folgten dabei einer jahrhundertealten Pilgertradition, die Santiago de Compostela neben Rom und Jerusalem zum bedeutendsten Wallfahrtsort des christlichen Abendlandes gemacht hat. Wer immer sich auf diesen Weg begab, tat dies in der Absicht, Aufnahme in einen Standesbund zu erlangen. Er wollte ein Wissender werden. Das Wissen um unseren katholischen Glauben, manifestiert in den herrlichen Kunstwerken in den Klöstern, Kathedralen und Basiliken längs des Jakobsweges, neu zu erleben und dadurch den Glauben des einzelnen zu stärken und zu vertiefen, war früher und heute das Ziel aller Pilger.

Unsere Pilgergruppe unter der Führung von Oberst Walter Szelag aus Bonn machte sich auf, diesem Ziel näher zu kommen.

Nach Eintreffen in Burgos, der Hauptstadt von Kastilien, wurde sie von Oberst i. G. Franz Thiele und seiner Gattin in Empfang genommen. Herr und Frau Thiele begleiteten uns auf dem gesamten Pilgerweg und betreuten uns vorbildlich. Ja, man kann sagen, daß ohne die Betreuung und besonders die simultane Übersetzung der spanischen Sprache durch Herrn Thiele unsere Eindrücke und unser Wissen über den Jakobsweg lückenhaft geblieben wären.

In Burgos erfolgte auch das Zusammentreffen mit unseren spanischen Mitpilgern unter der Führung von General Francisco Castrillo.

Von Njera, wo wir am Vorabend eine Pilgermesse feierten und um gutes Gelingen gebetet hatten, ging es im Morgengrauen auf die erste Tagesetappe nach Santo Domingo de la Calzada. Diese Wegstrecke, von unseren spanischen Freunden im Frühjahr erkundet, erhielt dadurch ihren besonderen Reiz, daß so ziemlich alle Feldwege umgepflügt und eingesät waren, und wo vorher der Pilgerweg (Camino de Santiago) war, wogten riesige Weizenfelder. Doch Santo Domingo wurde glücklich erreicht, und der herzliche Empfang beim Bürgermeister des Ortes ließ uns Hitze und Staub schnell vergessen. Der Besuch der Kathedrale von Santo Domingo am nächsten Morgen brachte uns eine weitere Überraschung. Begrüßte uns doch im halbdunklen Kirchenraum das muntere Krähen eines Hahnes. Dies ist auf eine Legende zurückzuführen, die sich auf einen deutschen Pilger bezieht. So soll ein junger Deutscher in Santo Domingo hingerichtet worden sein, habe diese Hinrichtung jedoch überlebt, und als dies die Eltern des Jünglings dem gerade ein gebratenes Hähnchen verspeisenden Richter mitteilten, antwortete dieser: „Der ist so tot wie dieses

Hähnchen.“ Da bekam das Hähnchen seine ursprüngliche Gestalt zurück und sprang vom Teller. Seit dieser Zeit werden im Kirchenraum ein Hahn und eine Henne im Käfig gehalten, die ihre Lebendigkeit lautstark unter Beweis stellen.

Über Belorado und San Juan de Ortega gelangten wir zurück nach Burgos. Hier rückten wir in unserer Eigenschaft als Angehörige der Bundeswehr in das Rampenlicht der Öffentlichkeit. Eine Audienz beim Erzbischof von Burgos sowie Empfänge beim Bürgermeister und dem Capitan General der Militärregierung machten dies deutlich. Die örtliche Presse sowie der lokale Rundfunk zeigten ebenfalls großes Interesse an der spanisch-deutschen Pilgergemeinschaft. In der herrlichen Kathedrale von Burgos feierten wir zusammen mit einer polnischen Pilgergruppe die heilige Eucharistie. Wir waren mittlerweile schon richtige Pilger geworden. Unsere Rosenkranzgebete unterwegs oder die als Statio gesprochenen meditativen Texte legten klar, daß nicht nur prächtige Bauwerke und Kathedralen oder das schöne sonnige Spanien der Beweggrund für unsere Reise zum Jakobsweg waren. Der Erzbischof von Burgos hatte es treffend formuliert: „Wenn sie dem Glauben ein Stück näher kommen, hat sich die Pilgerreise gelohnt.“

Den Spuren des spanischen Nationalhelden „el Cid“ folgend, erhielten wir mit dem Besuch der Klöster Maria de Miraflores und Monerario Huelgas einen tiefen Einblick in die spanische Geschichte.

Über die Stationen Ornillas del Camino und Castrojeriz gelangten wir in die Provinz Palentia und nach Fromista. In Fromista ist das reinste Beispiel spanischer Romanik erhalten; die aus dem elften Jahrhundert stammende Kirche San Martin. Carrion de los Condes war das Ende unserer Pilgerschaft zu Fuß. Von nun an ging es weiter mit einem Autobus der spanischen Armee. So blieb uns der von allen Pilgern gefürchtete Aufstieg auf die 1300 Meter hohe Paßhöhe O Cebreiro erspart. Hier wird in der Pfarrkirche Cebreiro der heilige Gral verehrt. Die erhabene Kathedrale von Lugo, in der ununterbrochen seit dem Jahr 1363 die ewige Anbetung durchgeführt wird, war eine weitere Station, bevor wir nach der Übernachtung im Benediktinerkloster von Samos das Ziel unserer Reise, Santiago de Compostela, erreichten.

Von weitem schon grüßten uns die Türme der Kathedrale, und eine freudig erregte Stimmung erfüllte den Bus, als wir auf der Plaza del Obradoiro direkt vor dem Aufgang zum Portico dela Gloria, jenem Gedicht in Stein des Meisters Mateo, aussteigen.

Wir betreten die Kathedrale, und schon schlägt uns das am Hochaltar sitzende, erhabene, von etwas starrer Liebenswürdigkeit geprägte Standbild des heiligen Jakobus in seinen Bann. Wir reihen uns in die Schlange der Gläubigen, steigen die Stufen empor und umarmen Sankt Jakobus in seinem silbernen und muschelverzierten, edelsteinbesetzten Mantel. Sicher ist Santiago der meist umarmte Heilige der Christenheit. Danach geht es hinunter in die Krypta zum Grab des Heiligen. Auch hier können wir nur kurz verweilen, da viele Pilger hinter uns nachdrängen. Nach Domführung und einem kurzen Stadtbummel geht es zurück in ein Militärlager vor den Toren von Santiago de Compostela. Bei einem abendlichen, vom spanischen Militärbischof zelebrierten Feldgottesdienst vereint sich die

inzwischen auf mehrere hundert Personen angewachsene Pilgerschar zur gemeinsamen Pilger- und Glaubensgemeinschaft.

Da wir Dank der Unterstützung von Oberst Thiele und Senora Pillar Miranda Serrano die spanischen Pilgerlieder erlernt haben, unterscheidet uns nur unsere Bundeswehruniform vom übrigen Gottesvolk.

In der Frühe des nächsten Tages marschiert der Pilgerzug, voraus eine Militärkapelle, nach Santiago de Compostela. Zum ersten Mal lernen wir spanischen Regen kennen, dafür aber reichlich. Doch ein rechter Pilger auf dem Weg zu St. Jakob achtet darauf nicht. Die Pontifikalmesse des Erzbischofs von Santiago de Compostela, die er zusammen mit dem Militärbischof zelebriert, erhält ihren besonderen Reiz durch den Wechselgesang eines Vorsängers und der Gläubigen. Schon schwingt der berühmte riesige Weihrauchkessel, der nur zu besonderen Gelegenheiten benutzt wird, durch das Querschiff. Acht starke Männer in roten Kutten lenken ihn an dicken Stricken. Qualmend und feurig, Weihrauch verströmend, saust der Botafumeiro durch die Luft.

Wir stimmen mit unseren spanischen Kameraden ein in das Lied zur Ehre Gottes.

September

Nie war die Sonne so golden
wie in diesem September.
Nie waren die Farben prächtiger
als in der Melancholie zarter Töne.

Abendwind vertraut ein Geflüster
der scheuen Nacht,
Morgenkühle
atmet noch sein Geheimnis.
Wehmut schleicht in das Herz.

Doch die Heiterkeit sonniger Tupfen
weckt eine kleine Melodie:
Das Lied, das ich im Frühling sang.

Johannes Cofalka

Gesellschaft

Vor 50 Jahren starb Barlach — 24. 10. 1938

Neid, Mißgunst, Haß setzten seinem Leben ein Ende

Wolfgang Altendorf

Er wurde 68 Jahre alt, und er ging an seiner Zeit zugrunde. Käte Kollwitz sah ihn im Totenbett: „Er liegt da, ganz klein, den Kopf zur Seite geneigt, so als ob er sich vor irgendwem verbergen wollte. . .“ Sie hat ihn dann auch so gezeichnet. Während der nationalsozialistischen Herrschaft erhielt er „Ausstellungsverbot“; zugrunde ging er an einer für ihn völlig unverständlichen offiziellen Nichtachtung und Verachtung seines Werkes, vor allem sicherlich an der Intrige, die Kollegen gegen ihn spannen, am Haß, der ihm gerade von dieser Seite so unverhohlen entgegenschlug, und der immer wieder zu „Maßnahmen“ gegen sein Werk, vor allem das sichtbar bildhauerische, führten.

Nicht nur Bildhauer

Er war nicht nur Bildhauer, wengleich er uns in seinen bildhauerischen Werken wohl am deutlichsten entgegentritt; er war ebenso Graphiker und Dramatiker und schrieb eine Reihe Bühnenstücke, so „Die Sintflut“, „Der blaue Boll“, „Der tote Tag“, außerdem Romane und zeichnete viele Illustrationen zu eigenen Werken, zur Bibel, zu Werken Schillers. Obwohl er in den Wanderausstellungen „Entartete Kunst“ eigentlich nicht oder doch nur mit ganz wenigen Arbeiten vertreten war (sie hätten da wahrscheinlich zu wenig „Effekt gemacht“), suchte man öffentlich stehende Plastiken, wie etwa das Kriegerdenkmal in Magdeburg, das er schuf, den „Geisteskämpfer“ in Kiel, den Engel aus Bronze in Güstrow, seiner Heimatstadt, zu entfernen, was nicht überall gelang. Bücher, die Zeichnungen von ihm erhielten, wurden ebenso beschlagnahmt wie seine Skulpturen in den Museen. Er mußte aus den Akademien austreten, wo man ihn kurz zuvor doch noch so geehrt hatte, die Aufführungen seiner Stücke wurden untersagt. Immer wieder spürten damalige Autoren, Künstler oder „Kunstsachverständige“, Kollegen also, Werke von ihm auf und setzten ihre Entfernung eifrig durch.

Furcht vor Aufsehen

Diese Angriffe auf das, was er unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit geschaffen hatte — und dabei natürlich auch auf seine materielle Existenz —, verdichteten sich in ihm zur Furcht vor Angriffen gegen ihn selbst; doch sah man von solchen direkten Repressalien ab: Er wurde nicht „vorgeladen“, seine Werkstatt wurde nicht durchsucht. Ja es schien, als ließen sich die Machthaber damals nur widerwillig von den direkt gegen Barlachs Werk gerichteten Anschuldigungen zu Maßnahmen verleiten, die jedoch stets ihn selbst, seine Persönlichkeit, aussparten. Woran das lag — gegen andere Autoren und Künstler verfahren sie kaum so rücksichtsvoll — wurde nie ganz klar. Entweder fürchte-

ten sie das Aufsehen, wahrscheinlicher jedoch, daß Barlach einige einflußreiche Gönner hatte, die für ihn intervenierten, wovon er vielleicht selbst nichts wußte. Hermann Reemtsma, das ist bekannt, unterstützte ihn, Leo von König. Reemtsma sorgte dafür, daß Barlach den „Fries der Lauschenden“ abschließen konnte; von König half ihm materiell, also mit Geld, das er eifrig für den Künstler auftrieb, bis zum Schluß.

Selbstzweifel

Dies alles jedoch genügte nicht, ihn von seinen Selbstzweifeln zu erlösen: Eine tiefe Depression erfaßte ihn. Ohnehin ein Künstler, der Unverwechselbares, also Gültiges — und deshalb anderes, als die „offizielle Kunst“ das voraussetzte, schuf — hatte er stets gegen diese künstlerischen Selbstzweifel anzukämpfen. Sie entzündeten sich am „allgemein Gerühmten“, das er nicht zu erfüllen vermochte, und in der Gewißheit der niederschmetternden Qualität dessen, was man da so auszeichnete. Das jedoch, und gerade diese Verzweiflung an sich selbst (es erscheint Kennern wie ein Wunder), kommt in Barlachs Spätwerk kaum zum Ausdruck. Da ist der in sich gesammelte „Buchleser“ (1935), „Die lachende Alte“ etwa, „Der Flötenspieler“, der „Lesende Mann im Winde“, die alle 1936, zwei Jahre vor seinem Tod, am 24. 10. 1938, entstanden und nichts von dieser elementar persönlichen Bedrängnis erkennen lassen.

Infamie der Denunziationen

Gerade an Ernst Barlach, dem verletzlichsten, empfindsamsten, höchst bescheidenen und zurückgezogenen Künstler, offenbarte sich die ganze Infamie eines Regimes, die allerdings nur in allgemeinen „Richtlinien“ von oben her gesteuert wurde. Goebbels, der „Reichspropagandaminister“ und verantwortlich für diese Richtlinien, konnte sich voll und ganz auf die von ihm beauftragten „Hüter der völkischen Kunst“ verlassen. Es blieb nicht nur bei Denunziationen, vielmehr sorgte die aktive Mithilfe der Neider für die Diffamierung gerade der Höchstbegabten, wie sie übrigens noch heute im Schwange ist, wenn auch unter ganz anderen Vorzeichen. Ernst Barlach, von seiner Mentalität her kaum zur Selbstverteidigung oder gar zum Gegenangriff geeignet, vermochte das auf die Dauer nicht zu verkräften. Eine Herzattacke schließlich setzte seinem Leben ein Ende.

Das ständige Wagnis, vorgesetzt zu sein

Johannes Cofalka

Ungeschriebene Grundsätze, die nichts regeln, aber alles voraussetzen.

Eine Skizze zwischen Augenzwinkern und ernstem Hintergrund

pxpvdas liegt im Wort, sind denen vor Augen gesetzt, die zur Bewältigung ihrer Aufgaben ein besseres Blickfeld benötigen, aber dann eben dort nicht durchblicken, wo die Vorgesetzten die Sicht verstellen.

Das bedarf einiger Erläuterungen! Vorgesetzte müssen sein, weil die Ordnung der Dinge nach Prinzipien so oder so gestalteten Lebens verlangt und das — so oder so — je nach Vermögen geistvoll durchdacht und geleitet werden muß.

Allerdings bezieht sich „geistvoll“ nicht nur auf Vorgesetzte, gleich welchen Geschlechts, weil diese ohne nach-denkende Mitarbeiter völlig allein stehen würden. Das relativiert sofort den Wert und die Stellung (nicht den Stellenwert) derer, die vorgesetzt sind und macht die Gleichung zwischen Untergebenen und Vorgesetzten ernüchternd durchschaubar.

Hieraus ergeben sich harte Konsequenzen:

Der oder die verantwortungsbewußte Vorgesetzte wird nicht nur fachliche Prämissen vorweisen müssen, sondern auf Grund der ihm gewährten Vorschufserwartungen sein eigenes Leib-Seele-Geist-Volumen zu prüfen haben, ob es der eigenen Kritik standhält. Das ist Sache des Charakters, des Wissens und Gewissens. Charakter aber ist unwiderstehlich an das Ich gebunden. Und — wo kein Charakter, da geht das Ich verhältnismäßig leer aus.

Das Vorgesetztegewissen ist ständig in Gefahr, bei abnehmender Selbstkritik die mangelnde Urteilsfähigkeit auf andere zu projizieren. Hierdurch gerät Vertrauen in Gefahr.

Vertrauen ist nicht die Summe der empfangenen Sympathie, sondern das Verhältnis eigener Zuverlässigkeit gegenüber den ermüdenden Wechselfällen des Alltäglichen, die im Versäumnis zu den Lawinen scheinbar unvorhergesehener Verhängnisse anwachsen.

Das eigene Sein ist ein Fundus, aus dem Vorgesetzte wie Beauftragte gelegentlich bis zur Neige schöpfen müssen. Ein lateinisches Sprichwort sagt es kurz und knapp: *nemo dat, quod non hat!* (Niemand gibt, was er nicht hat)

Wo nichts zählt als nur Charakter, wird das Sein zum Haben, und wo die eigene Person hinter das Wohl der anderen zurücktritt, offenbart sich Noblesse, wo nicht, Snobismus.

Der römische Hauptmann von Kapharnaum, der den Herrn durch jüdische Älteste um Hilfe für seinen erkrankten Knecht bittet, ist, wenn auch Besatzungssoldat, ein exzellenter Offizier, der in seinem Auftreten nobel und fürsorglich zugleich wirkt. Er stellt die Verhältnisse in einem fremden Land und einem Fremden gegenüber, dessen Ausstrahlung aber bereits die römischen Garnisonen erreicht hat, auf den Kopf. Er läßt dem sogleich nahenden Herrn durch einen Freund sagen: „Bemühe dich nicht, dominus; sprich nur ein

Wort, und mein Knecht wird gesund. Ich maße mir nicht an, dich in meinem Haus zu empfangen. Ich bin auch ein Mann unter Befehlsgewalt von Vorgesetzten und habe selbst Untergebene, die meinen Befehlen gehorchen“ (frei nach Mt 8,5). Ein meisterliches Lehrstück.

Das Wort eines Vorgesetzten dringt wie ein zweischneidiges Schwert tief in die empfindsame Seele der Untergebenen und gräbt zugleich unmerklich häßliche Furchen in des Vorgesetzten Charakter.

Auch wenn ein Befehl heilig ist, muß sich hinter einem Vorgesetzten nicht gleich ein religiöses Gemüt verbergen. Es wäre jedoch von Vorteil, wenn der Vorgesetzte den Begriff „heilig“ in diesem Zusammenhang definieren könnte, falls er ihn im morgendlichen Unterricht über Befehl und Gehorsam in seine Ausführungen einzubauen beabsichtigt.

Väter, die beruflich übergeordnete Aufgaben bekleiden, sollten wissen, daß am häuslichen Herd dienstliche Autorität weder ihren niedlichen Töchtern noch den aufbegehrenden Söhnen imponiert. Hier gelten andere Maßstäbe. Was Vorbild bedeutet, läßt sich am besten nach zwanzig Jahren ablesen, wenn Töchter und Söhne ihre mehr oder weniger ausgeprägten Charakter- und Wesenszüge verwirklichen. Jedes ungebührliche Hervortreten ist schon im Ansatz negativ und beschert zu seiner Zeit überraschende Antworten.

Es empfiehlt sich, gelegentlich vorgesetzte Männer in die Generalreinigung der Wohnung mit einzuordnen und ihnen konkrete Aufgaben zuzuweisen. Das weitet den Blick für den Unterschied zwischen Befehls- und Auftragsaktik.

Wo Frauen als Autoritätsperson wirken, ist das Problem nicht so gravierend, da sie zu meist das Aperçu der Vorgesetzten mit Charme und einem gepflegten Aussehen zu verbinden wissen. Außerdem fügen sich bei Frauen Amt und Charakter viel harmonischer zueinander. Nur erhält hier jede Übertreibung sofort groteske Züge, während bei Männern das Übertreiben ohnehin nicht ernst genommen wird.

Ein Vorgesetzter, der faßweise trinkt, wird weder gleich noch später zum Diogenes. Das Faß des Diogenes hat nämlich als symbolischen Wert die Bedürfnislosigkeit, und seine Laterne will sagen, daß man selbst am Tage ein Licht braucht um einen Weisen zu finden. Beides aber, Bedürfnislosigkeit und Weisheit, sind unentbehrliche Voraussetzungen dort, wo andere in die eigene Entscheidung hineingezogen werden. Wie peinlich, wenn der oder die Vorgesetzte dort ins Leere greift, wo im Ernst des Alleinseins (und ohne Stabsleiste) Persönlichkeit gefragt ist, der Mensch gesucht wird.

Es gibt in einem Soldatengesetz einen außerordentlich klugen Satz: „Furcht vor persönlicher Gefahr entschuldigt eine Tat nicht, wenn die soldatische Pflicht verlangt, die Gefahr zu bestehen.“

Eine bessere Umschreibung dessen, was Tapferkeit (auch im zivilen Bereich) bedeutet, hat es kaum gegeben. Leider gilt dieser Satz nicht gleichermaßen überall. Im politischen wie im christlichen Bereich scheint er jedenfalls unentbehrlich.

Ein lateinisches Sprichwort, das schon die alten Römer ihren wohlerzogenen Töchtern und Söhnen zur lebensnahen Übung anempfahlen, heißt: „si tacuisses, philosophus mansisses“ (wenn du geschwiegen hättest, man hätte dich für einen Philosophen gehalten). Auf gut deutsch: Hättest du nur . . . , man würde heute noch den gebildeten Menschen in dir sehen. So aber, nachdem du ohne besseres Wissen laut gedacht hast, bohrt sich leise und penetrant der Verdacht in das Herz, daß viele deinen Bildungspegel um mindestens eine Marke tiefer ansetzen. Das kann Folgen haben.

Geld, Macht, Ansehen, Einfluß und Verfügungsgewalt über Dinge und Menschen verführen zur Selbstüberzeichnung im Auftreten, im sprachlichen Ausdruck und Umgang. Was sich aber grotesk überzeichnet, verrät im Dargestellten ein Stück Wahrheit. Im grotesken Übertreiben entblößt sich das Wesen zur sichtbaren Gestalt des Sinnlosen: Die Wahrheit wird durchscheinend. Und wer hat nicht schon dort, wo in allen Lebensbereichen Menschen sich bewußt darstellen wollen, im Grotesken des Auftretens das wahre Gesicht entdeckt? Das Übertreiben verhüllt nicht, es entblößt. Wer der Frage nachgeht, ob Vorgesetzte zum Übertreiben, zum Überzeichnen ihres Wesens neigen, wird erstaunliche Antworten finden.

Die Raser auf den Straßen sind zwar nicht Vorgesetzte, aber sie sind die Herrscher über ihren Wagen und können damit andere erheblich beeinflussen. Hier enthüllt sich, daß den Rasern die Zeit wegläuft, die sinnlose Angst, daß sie ihr eigentliches Wesen nicht mehr wirklich verwirklichen könnten.

Dem Grotesken menschlicher Überheblichkeit steht die schlichte Sprache und das stille Geschehen gegenüber, mit der uns Petrus belehrt und das uns in den frühen Märtyrerakten entgegentritt.

Die junge Römerin und Christin Perpetua, die gewohnt ist, ihrem großen Hause vorzustehen, und ihre freigelassene Sklavin Felizitas sterben 202 in der Arena von Karthago. Ihre noble Haltung und Vornehmheit verläßt die jungen Mütter auch angesichts des Todes nicht. — Wer denkt da nicht an diejenigen, die als die wenigen stellvertretend für die vielen starben!

Petrus sagt mit Blick auf jenen anderen römischen Hauptmann Cornelius: „Jetzt begreife ich, daß Gott nicht auf die Person sieht, sondern daß ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist“ (Apg 10,1). Petrus fügt entgegen heutigen Vorstellungen nicht hinzu, daß Hauptmann Cornelius seinen Dienst quittiert hätte.

Menschen werden anderen vorgesetzt oder streben, oft mit allen Vieren auf der Erde stehend, vorgesetzte Stellen an. Wer der Sache, um die es geht, am besten entspricht, ist der oder diejenige, die ihr am treuesten zu dienen bereit sind. Diese Phrase wird oft als Streuzucker auf unentbehrliche Ansprachen gebraucht, ihre unumstößliche Wahrheit ist vor zweitausend Jahren am Kreuz bezeugt worden. Das hat Konsequenzen!

Vorgesetzte, die sich einer Mischung von Kritik und Wohlgefallen erfreuen, sollten darin nicht allzu kühn Bestätigung sehen. Daß die Waage, auf der sie stets in Milligramm gewo-

gen werden, die Gunst empfangener Sympathie anzeigt, hängt manchmal davon ab, wie oft sich Vorgesetzte entbehrlich machen. Sie dürfen erfreut sein, wenn es ohne sie bestens läuft. Bewirkt wird das erst durch eine vorausschauende Planung und durch die Einsicht, daß vernünftige Sorgfalt nie mit dramatischer Sachlichkeit verwechselt werden darf.

Eine vorsichtig nuancierte Aristokratie gepaart mit unermüdlicher Frische und einem Schuß Heiterkeit werden jedem Aufgabenbereich frischen Wind zufächern.

Eines verkraften Untergebene nie: wenn sie sich wie Lämmlein unter dem Blick des Wolfs fühlen müssen.

Noch nie haben Plumpheit und üppige Redundanz der Sprache Situationen gerettet, in der allein Eleganz und Schlagfertigkeit in der Luft lagen. „Geld kann gar nicht bar genug sein“, sagte einmal Herr von Eckardt, Worte auch nicht, wenn mangelnder Durchblick nur durch eine treffende Bemerkung freien Blick verschafft.

Auch Vorgesetzte, so menschlich sie erscheinen, verdienen Menschenfreundlichkeit, da sie doch auch Menschen sind. Es gibt jedoch Leute, die packt gegenüber gewissen Vorgesetzten das Jagdfieber, um sie mit einem gezielten Blattschuß aus dem Hinterhalt zu erledigen. Sie leiten ihr Vorhaben — meist in Gegenwart hoher Gäste — mit den Worten ein: Ich habe da noch eine ganz dumme Frage. Wer hier nicht sofort alle Sinne in Alarmbereitschaft versetzt, ist selbst daran schuld. Es folgt nämlich eine völlig harmlos klingende Sentenz von niedrigstem Raffinement. Hier gibt es nur einen Ausweg: die elegante Gegenfrage.

Kein Vorgesetzter liebt es, im Redefluß von Formulierungen, mit denen er geradezu verliebt kokkettiert, gestört zu werden. Besser ist es, wenn man das, was vor andächtigen oder einem erquickenden Schläfchen hingegebenen Zuhörern gesagt wurde, selbst einmal vom Tonband anhört. Schon manche haben da empört mit der Bemerkung abgeschaltet: Was für ein Trottel spricht denn da!

Menschen, die großen Dienst- und Arbeitsbereichen vorstehen, haben durch die totale Enthemmung im Erreichen von Leistung, die sich in Geld und Macht ausdrückt, geschafft, was der Krieg nicht fertigbrachte: sterbende Flüsse und Meere, Zersetzung der Ozonschicht, Giftstoffe überall, verwundete Wälder, aussterbende Tierarten, Rücksichtslosigkeit, Wichtigtuerei und Selbstverwirklichung ohne Hemmung. Die Heilige Schrift ist nicht zimperlich darin, Worte zu finden, die das Ausufernde der Ordnungslosigkeit trifft: „Laßt die Toten die Toten begraben.“

Die Theoretiker der Managerausbildung stellen bereit, was unsere computerphrene Zeit verlangt und neuerdings unserer von tödlicher Signatur betroffenen Gesellschaft entgegenkommt. Indessen: Der Mangel an Ehrfurcht vor dem Menschen — auch den Ungeborenen — und seinem naturgegebenen Recht weitet sich zu einem bedrohlich wachsenden Vakuum aus. Es fehlt an der Verbindlichkeit gegenüber einer Ordnung, aus der heraus überhaupt erst Leben sich zu ordnen vermag.

Es wird eines Tages eine Generation herangewachsen sein, die die Fragen stellt: Was habt ihr in den letzten 50 Jahren mit dieser Welt und ihren Menschen gemacht? Diejenigen, die

das, was die Welt heute ist, zu verantworten haben, werden sich dann bereits zwei Meter unter die Erdkruste verdrückt haben. Aber die Lebenden kommen um eine Antwort nicht herum, weil es sich von Tag zu Tag deutlicher zeigt, daß alles, was machbar ist, nicht nach Laune und eigenem Ermessen gemacht werden darf. Die Ordnung der Dinge hat ihren Sinn, Unordnung zerstört jeden Sinn.

Die Bibel erzählt, nicht ohne ein verständnisvolles Lächeln, die Geschichte von Jonas, der als Prophet ein hohes Amt zu tragen hatte, dem er sich gern entledigt hätte, und am Ende so gar nicht zufrieden mit der von ihm eingeleiteten Entwicklung der Dinge war: Empört ruft er aus: „Noch vierzig Tage und Ninive wird untergehen!“ Er baute sich vor der großen Stadt eine Hütte, um im schattigen Groll abzuwarten, wie es der Stadt nach Gottes Ratschluß ergehen würde.

Nun — so die Bibel — bestellte der Herr eine Rizinusstaude. Sie wuchs über Jonas empor, um seinem Haupte Schatten zu spenden und ihn so seiner mißmutigen Stimmung zu entreißen. Jonas hatte nur gemischte Freude daran. Gott bestellte darauf einen Wurm, der den Rizinus beschädigte, so daß er verdorrte. Als dann die Sonne aufging, kam ein glühender Ostwind hinzu und die Sonne stach dem Jonas so auf das Haupt, daß ihm schwach und vor Augen schwarz wurde. Da wünschte er sich den Tod und er sprach: „Es ist für mich besser zu sterben als zu leben.“ Gott aber fragte den Jonas: „Bist du wohl wegen der Rizinusstaude so erzürnt?“ „Ja“, so Jonas darauf, „mit Recht bin ich zu Tode erzürnt!“ Da sprach der Herr: „Dir ist es leid um den Rizinus, um den du dich nicht bemüht und den du nicht hochgezogen hast. Über Nacht ist er entstanden und über Nacht ist er vergangen. Und mir soll es nicht leid sein um Ninive, die große Stadt, in der über 120 000 Menschen leben, die zwischen rechts und links nicht unterscheiden können, und dazu die Menge Vieh?“

Man muß hinzufügen, Ninive hat sich bekehrt. Allerdings: Die Leute von Ninive waren unwissend und bekehrten sich doch noch. Und wer kann unwissender sein als diejenigen, die zwischen rechts und links nicht unterscheiden können? Das Urteilsvermögen hat sich immer als wichtiger erwiesen als die Kritik. Ein zeitloses Leitwort für Vorgesetzte!

Vorgesetzte bekleiden nicht nur ein Amt. Sie sind eingewoben in die Kettfäden der Kultur, Wissenschaft, Technik, Gesellschaft, Menschlichkeit und Religion. Webfehler treten da augenscheinlich und fühlbar hervor. Aber aus Webfehlern kann man lernen. Mitunter werden fehlerhafte Stücke dem Reißwolf vorgesetzt. Daß aber der grenzenlose Optimismus über Jonas triumphiert, ist ein unüberschätzbare Zeichen. Auch für Vorgesetzte.

Wer ein Amt bekleidet, trägt Verantwortung, die neugierigen Blicken entzogen bleibt. Würde sie ans Tageslicht gezerrt, so kämen unter dem zerstörten Schmelz lockender Verborgenheit Opfer, Entbehrung, Verzicht schweißtreibende Mühsal und Pflicht zum Vorschein, die egoistischem Wohlergehen wie der Sicherheit des Unbeteiligtbleibens vorgesetzt ist.

Engere Tuchfühlung mit der Verantwortung relativiert den Wunschblick auf das Amt des Vorgesetzten in Richtung recht konkreter Wesenszüge, die keinen Raum für abstrakte Wachträume offen lassen.

Es ist immer wieder erstaunlich und erschreckend zugleich, wie häufig Intellektuelle ideologiefähig sind. Die nunmehr schon lange hinter uns liegende Nazizeit bietet eine Fülle von Beispielen. War der führende Staatsrechtler Carl Schmitt wohl „lediglich“ ein Opportunist — seine abrupte ideologische Kehrtwendung nach dem Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 macht dies nur allzu deutlich —, so waren Intellektuelle wie der Dichter Gottfried Benn, der Philosoph Martin Heidegger, der Geopolitiker Karl Haushofer, um nur einige bekannte Namen zu nennen, vielleicht subjektiv ehrliche Opfer ihrer Wunschträume, bis diese über kurz oder lang wie Seifenblasen zerstoben.

Nach den Erfahrungen der braunen Diktatur ist es aber kaum faßlich, wie selbst renommierte Wissenschaftler auf einen ideologischen Rattenfänger hereinfallen können, der immerhin gerichtsnotorischer Krimineller ist und dem vom Bundesgerichtshof in einem Urteil zur „Vereinigungskirche“ „Psychoterror“ vorgeworfen wird. (Der Dom, 3. 4. 83)

Die FAZ berichtet in ihrer Ausgabe vom 24. 2. 88 vom fünften Forum für Geistige Führung, die in Wiesbaden stattfand. Veranstalter war hier wie überall die Causa (Confederation for the Association and Unity of Society of the Americas) des Koreaners Sun Myung Moon. Konrad Adam, der Autor dieses Berichts, befragte einige der prominenten Redner, deren Ansehen dem Forum Geistige Führung Renommee verschaffen soll, ob ihnen bewußt sei, für wen sie da aufträten. Nach seiner Darstellung „erhält man regelmäßig eine von drei Antworten. Der Moonie-Hintergrund, versichern sie, sei ihnen unbekannt; ist er bekannt, dann spielt er, heißt es, keine Rolle; spielt er sie aber doch, dann schützt man vor, auf derlei Dinge nichts zu geben.“

Nun kann sich niemand herausreden, ihm sei der Hintergrund unbekannt, denn auf den Einladungen der „Causa Deutschland e. V.“, die Dr. Stefan Marinoff unterzeichnet, steht unübersehbar im letzten Absatz: „Causa wurde 1980 durch die Initiative von Rev. S.M. Moon in Washington D.C. ins Leben gerufen.“ So in der uns vorliegenden Einladung vom 11. 8. 87 zu einem zweitägigen Seminar in Muggendorf/Fränkische Schweiz.

Immerhin war es nicht irgendein Blättchen aus Hintertupfingen, sondern „Die Welt“, die am 7. 6. 82 der Frage nachging, ob Mun Wissenschaftler als Lockvögel für seine gar nicht einmal so undurchsichtigen schmutzigen Geschäfte benutze. Wenngleich einige Professoren auch meinten, sie hätten nichts von einer Mun-Verbindung gewußt, betonten andere, jedem Kongreßteilnehmer sei klar gewesen, daß es sich um eine Mun-Veranstaltung handle. Recht aufschlußreich sind die Begründungen für die Teilnahme an derartigen Veranstaltungen. Einige Professoren geben ganz ungeniert „Reiselust“ an, andere die „Beteiligung hochqualifizierter Kollegen“ oder die „interdisziplinäre Ausrichtung“ solcher Kongresse. Es ist tatsächlich erstaunlich, wen Mun in der Vergangenheit schon alles um sich zu scharen wußte. Neben „einfachen Professoren“ sind Mitglieder des „Club of Rome“ und selbst Nobelpreisträger vertreten. Genossen die einen mit Behagen die Annehmlichkeiten unerhörten Luxus, fanden andere es „für einen Wissenschaftler unannehmbar, bei diesen Kongressen mitzumachen, wenn er weiß, wo die Mittel dafür herkommen“. Aber

so zartfühlend scheinen die wenigsten zu sein. Denn immer wieder fanden und finden sich Wissenschaftler, die trotz dieser Bedenken Mun-Veranstaltungen besuchen oder sich gar als Redner zur Verfügung stellen. Der Bericht der FAZ führt die Namen mehrerer Professoren auf, die ansonsten durchaus einen guten Klang haben. Neben dem Professor für Sozialphilosophie Günter Rohrmoser sprechen auf derartigen Veranstaltungen auch die Politologen Konrad Löw und Klaus Hornung, Professor Lothar Bossle und — möglicherweise, weil Mun einen Feldzug gegen den Kommunismus plant — immerhin einer der ehemals höchsten NATO-Generale, Dr. Günter Kießling. Dabei sollten vielleicht Politologen zumindest wissen, daß Herr Mun seit Jahren Einreiseverbot in die Bundesrepublik hat. (Weltbild, 23.7.82, Bundestags-Drucksache 9/1932, S. 5.) Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesministerium für Familie, Jugend und Gesundheit macht in einem Interview darauf aufmerksam, daß 1981 etwa 30 zum Teil namhafte deutsche Wissenschaftler einer Einladung Muns nach Südkorea gefolgt seien: „Viele dieser Wissenschaftler, die — teilweise mit ihren Ehefrauen — die Einladung zu kostenlosem Flug nach und Aufenthalt in Seoul angenommen hatten, erklärten hinterher, sie hätten nicht gewußt, wessen Einladung sie da befolgt hätten. Wenn das wirklich stimmt, kann ich mich über solche Professoren nur wundern, die sich Tausende für Reisekosten zahlen lassen, ohne sich vorher zu vergewissern, woher das Geld kommt.“ (Weltbild, 23.7.82)

Im übrigen kommen Berichte und Meldungen über Mun und seine Machenschaften bereits seit vielen Jahren in die Öffentlichkeit. Der „stern“ berichtete bereits 1971 hierüber, „Welt“ und „Welt am Sonntag“, „Spiegel“, „FAZ“ folgten 1973 und neben vielen Kirchenzeitungen auch andere überregionale Publikationsorgane. Desgleichen tauchen auch in der bekannten ausländischen Presse seit spätestens 1974 zum Teil alarmierende Veröffentlichungen auf, so in „Le Monde“, „Le Figaro“, „The New York Times“, „Time Magazin“ und „International Herald Tribune“. Anzunehmen, nicht wenigstens die eine oder andere Meldung sei den bei Mun auftretenden Wissenschaftlern bekannt gewesen, käme einer ehrenrührigen Unterstellung gleich. Moralthologisch gesehen, dürfte also bei den Förderern Muns nicht nur *ignorantia crassa seu supina*, sondern *ignorantia affectata* vorliegen.

Haben sich diese Alliierten des koreanischen Rattenfängers schon einmal überlegt, wie sie es vor ihrem Gewissen verantworten können, bei Veranstaltungen mitzuwirken, die zwar vorgeben, sich auf dem Boden der christlichen Lehre zu befinden, deren oberster Vertreter sich aber in krassem Gegensatz zum Gott der Offenbarung befindet und als der „wahre Messias“ feiern läßt?

Nachdem das Problem der Jugendsekten bei uns jahrelang auf die leichte Schulter genommen wurde, nicht zuletzt in kirchlichen Kreisen, wo man vielfach gern von „Eintagsfliegen“ sprach, hat sich nach einem ausführlichen Bericht der „Welt“ vom 16.7.85 auch das Sekretariat für die Einheit neben dem für die Nichtchristen und Nichtglaubenden mit dem Problem der Jugendsekten beschäftigt.

In einem Informationsbulletin wird aufgrund einer Umfrage bei den verschiedenen Bischofskonferenzen betont, daß „das Problem der Sekten in vielen Ländern als äußerst schwerwiegend, in fast allen Ländern als sehr ernst“ empfunden wird. Es wird betont, daß

diese Sekten weder vor psychologischer Gewalt noch vor materieller Ausbeutung ihrer Anhänger zurückschrecken. Irgendwoher muß ja schließlich auch das Geld für die aufwendigen Kongresse in Luxushotels kommen. Radio Vatikan ging dann ausführlich auf ein Dokument der japanischen Bischöfe ein, die vor allem mit Bezug auf die Mun-Sekte diese Aspekte beleuchten. Mun verfügt inzwischen über ein gewaltiges Finanzimperium. Im Juli 1984 mußte er im amerikanischen Zuchthaus Danbury eine achtzehnmonatige Haftstrafe wegen massiven Steuerbetrugs antreten. (Die Welt, 21.7.84)

Die japanischen Bischöfe betonen, daß die Prinzipien der Mun-Sekte „von Grund auf der christlichen Lehre widersprechen“.

Der Autor dieses Artikels untersuchte 1975 im Auftrag der nordrhein-westfälischen Bischöfe diese gefährliche Jugendsekte. Neben einer ausführlichen Dokumentation verfaßte er im Lauf der Zeit Artikel in 15–20 verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes. So kam er zu der Ehre, daß er in einer Broschüre der „Vereinigungskirche“ mit dem Titel „Wie die Presse uns sieht“ zu einem Freund und Bewunderer Muns und seiner dubiosen Genossenschaft hochstilisiert wurde. Diese Schrift macht überzeugend deutlich, daß die Moonies mit gezieltem Betrug arbeiten.

In der Einleitung dieser Broschüre schreibt „Reverend“ Paul Werner, der damalige deutsche Chef der Moonies:

„Lassen Sie uns mit dieser Broschüre den Versuch unternehmen, Pressestimmen, die über uns berichten, aus irreführenden Zusammenhängen herauszulösen und damit eine realistischere Darstellung der Vereinigungskirche zu bieten.“

Es werden dann 40 Auszüge aus Pressestimmen aufgeführt. 25 von ihnen konnte ich mit Hilfe wachsamer Eltern verifizieren. Ausnahmslos alle waren grob entstellt. So wird auf S. 14 der Broschüre einer meiner Artikel über die Sekte zitiert. Die Fälschung ist so dreist, daß man nur von massivem Betrug sprechen kann. Zum Vergleich wird der „Urtext“ abgedruckt, die „Kürzungen“ werden durch Klammern kenntlich gemacht:

(... Nein, an Selbstbewußtsein fehlt es ihm wahrlich nicht, diesem koreanischen Rattenfänger, dem nur allzu viele Jugendliche in aller Welt auf den Leim gekrochen sind.) Was zieht sie eigentlich so an? (Es gibt verschiedene Deutungen) Zunächst einmal fällt auf, daß es sich bei den Mun-Jüngern um wohlherzogene, adrette, freundliche junge Menschen handelt, die einen durchaus sympathisch berühren. (Aber ein bestimmter Typ scheint für diese Sekte anfällig zu sein. Nicht wenige fühlten sich zu Hause oder in ihrer Umgebung unverstanden. Auch das andere Geschlecht übte auf sie keine Anziehungskraft aus.) Sie sahen keinen Sinn in ihrem bisherigen Leben, waren aber auf der Suche nach Erfüllung. (Wieder andere kamen beruflich nicht zurecht.) Dann wurden sie eines Tages von einem Jugendlichen angesprochen, der offenbar ein klares Ziel vor Augen hatte. Er nahm sie mit zum „Zentrum“ und dort fanden sie eine brüderliche Gemeinschaft. Man zeigte Verständnis, hatte Zeit für sie, sie wurden gastfreundlich aufgenommen. (Und der Leiter eines solchen „Zentrums“ besaß absolute Autorität, und ihm wurde ebensolcher Gehorsam entgegengebracht.) Es wurde nicht alles hinterfragt.“

Dann erfolgt ein wörtlicher Abdruck bis zum letzten Satz: „Die jungen Menschen machten einen guten Eindruck. (Und mir scheint, daß wohl niemand von ihnen ahnt, wem er in die Hände gefallen ist.) Ein wenig weiter heißt es in der „Urfassung“: (Die Drahtzieher der ‚Vereinigungskirche‘ indessen sind großenwahnsinnige und verblendete Geister, ‚Wölfe im Schafspelz‘, darauf aus, Jugendliche in ihre Abhängigkeit zu bringen, statt sie zu einem Leben in Freiheit und Mündigkeit zu befähigen.“)

Die Moonies haben entweder ein schlechtes Gedächtnis, oder bei ihnen weiß die Linke nicht, was die Rechte tut. Bereits in der Januarnummer 1977, also nur einen Monat später, werde u. a. auch ich selber im Kommentar „Wer sind die wahren Verführer?“ mit dem letztangeführten Zitat als „skrupelloser Meinungsmacher“ angeprangert. Dieselbe Ehre widerfuhr zwei weiteren Theologen, die in der Broschüre vom Dezember 1976 noch als sachverständige und objektive Autoren gefeiert wurden: „Entgegen früheren Stimmen stellt ein Sachverständiger fest: ‚Es wird keine Gehirnwäsche vorgenommen.‘“

In der „Augsburger Allgemeinen“ vom 30./31.10. 1976 steht: „Pfarrer Haack: Jetzt wird eine Seelenwäsche — keine Gehirnwäsche vorgenommen.“

Ob der Ausdruck von Haack glücklich gewählt ist, mag dahingestellt bleiben. Der Große Brockhaus von 1969 jedenfalls bezeichnet die Art der Schulung, wie sie nach übereinstimmender Aussage ehemaliger Mitglieder und meiner eigenen Erfahrung im „Trainingszentrum“ erfolgt, als „Gehirnwäsche, Mentizid (Geistesmord)“.

Es handelt sich um systematische Beeinflussung, die bis in zentrale Persönlichkeitsbereiche des Menschen reicht, um ihn in den Zustand verminderten Bewußtseins und erhöhter Suggestibilität, etwa durch Schlafentzug und endlose Wiederholung der gleichen Fragen oder Thesen zu bringen.

Ferner stimmen alle Aussagen von „Ehemaligen“ und Fachleuten darin überein, daß die Jugendlichen, die den Sektierern in die Hände gefallen sind, bereits nach kurzer Zeit in ihrem Wesen völlig verändert sind, und zwar zu ihrem Nachteil.

Warum erregt San oder Sun Myung Mun eigentlich so heftigen Widerspruch? Liegt es nur daran, daß „Skeptiker und Zyniker große religiöse Führer der Vergangenheit wie Mose und Jesus verspotteten und verfolgten“, wie es in der Sonderausgabe von „Eine Welt“ — eines der zahlreichen Publikationsorgane der Sekte — im Februar 1976 hieß? Daß Herr Mun sich bescheiden in die Reihe der „meisten Propheten der Geschichte“ eingliedert, wobei seine Propagandisten nicht müde werden zu betonen, der „wahre Vater“ müsse die „gescheiterte Mission“ der „Versager“ Johannes der Täufer und Jesus fortsetzen und — im Gegensatz zu ihnen — erfolgreich zu Ende bringen, sollte doch zumindest Wissenschaftlern zu denken geben. Nicht wenige Menschen sind ja zutiefst von der Bedeutung der eigenen Person durchdrungen. Der Ehrgeiz, selbst Christus weit in den Schatten zu stellen, dürfte bei Mun einzigartig sein.

Wer ist also Mun? Er wurde am 6. Januar 1920 in Nordkorea geboren und ging später in Seoul aufs Gymnasium. Zunächst war er eifriger Anhänger der Pfingstbewegung. „Am Ostermorgen des Jahres 1936, als San Myung Mun auf einem Berg in Korea ganz intensiv

betete, erschien ihm Jesus Christus und teilte ihm mit, daß er eine große Mission in der Vorsehung Gottes zu erfüllen habe“, heißt es in einer Kurzbiographie (S. 127).

Nach Beendigung des Gymnasiums studierte er an der Waseda-Universität in Japan. Als Korea 1945 unabhängig wurde, kehrte er dorthin zurück. In Pyongyang gründete er eine Kirche, wo er seine Gläubigen Tag und Nacht zu Gebet und Gesang versammelte. Ende 1946 ging Mun für etwa 5 Monate in das „Kloster von Israel“, wo er die Bibel studierte. Hier wohl erhielt er die Ideen für sein Selbstverständnis und seine Lehre, die „Göttlichen Prinzipien“. Unter dem Vorwand einer göttlichen Offenbarung verließ Mun seine Frau und heiratete eine gewisse Kim, eine seiner Anhängerinnen. Im Februar 1949 wurde er zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Die „Vereinigungskirche“ behauptet, wegen seiner anti-kommunistischen Gesinnung. Kenner der Sekte behaupten, er habe die Strafe wegen Ehebruchs erhalten, weil dies als „Einbruch in die soziale Ordnung“ gewertet wird.

Am 27. Januar 1951 gründete Mun die „Vereinigungskirche“, die bald starken Zulauf erhielt. In unglaublich kurzer Zeit schossen in Südkorea etwa 100 Zentren aus dem Boden. Sie sind ihrer Struktur nach Ordenskommunitäten vergleichbar. 1957 erschienen zunächst die „Erklärungen der Göttlichen Prinzipien“. Sie bilden gewissermaßen den theologischen Unterbau. Unter dem Diktator Park wurde die „Vereinigungskirche“ 1963 als öffentliche Gesellschaft anerkannt. Wenig später missionierte die Sekte auch in Japan. Die dortigen Erfolge sind um so verblüffender, als nach Mun Japan das „Land Satans“ ist. Jedoch wurde alles, was die japanische Empfindlichkeit auch nur im mindesten verletzen konnte, aus den „Göttlichen Prinzipien“ ausgeklammert. Hier bewies Mun sein später oft bewährtes Talent, sich jeweils den veränderten Situationen anzupassen. Als später seine Sekte in Österreich verboten wurde (1974), tauchte sie alsbald unter neuen Namen wieder auf. Sie firmierte fortan als Neue Mitte, Internationale Föderation zum Sieg über den Kommunismus, Vereinigte Familie, Aktive Mitte, Club Neue Mitte. Im Lauf der nächsten Jahre besuchte Mun rund 40 Länder und gründete jeweils „Zentren“. Die genaue Zahl seiner Anhänger läßt sich kaum angeben. Selbst Mun vermöchte dies wohl nicht. Zwar wurde eine Zahl von 2–3 Millionen in mehr als 120 Ländern genannt, aber das dürfte stark übertrieben sein. Vor allem in Europa und hier insbesondere in der Bundesrepublik handelt es sich um relativ wenige, wenngleich ungemein aktive Mitglieder.

Bereits 1966 hatte die „Vereinigungskirche“ versucht, eine überkonfessionelle Bewegung zu gründen. Etwa 70 christliche Denominationen sollten in ihr zusammengefaßt werden, natürlich unter der Leitung Muns. Der Versuch mißlang jedoch. Aber seit dieser Zeit werden unaufhörlich Symposien, Kongresse und Freundschaftstreffen mit Wissenschaftlern veranstaltet, wie sie im Bericht der FAZ geschildert werden. Tagungsorte sind meist Luxushotels wie das Waldorf Astoria in New York. Als Gäste sind Persönlichkeiten mit Rang und Namen, Professoren, Pfarrer, Vertreter der christlichen Denominationen willkommen, aber auch areligiöse Persönlichkeiten, wenn sie nur entsprechend prominent sind. Mun entwickelt ein unglaubliches Geschick, die Großen dieser Welt um sich zu versammeln. Dabei ist es unmöglich, anzugeben, was ihn eigentlich so anziehend macht. Seine „religiösen“ Wahrheiten sind ein Gemisch aus orientalischer Philosophie und selbstge-

brautem Extrakt aus Bibelstellen — für einen denkenden Menschen schon eine unglaubliche Zumutung. Wer hier eine Vereinbarkeit mit der christlichen Lehre zu entdecken vermeint, dürfte kaum über das religiöse Wissen verfügen, das man billigerweise von einem Firmling erwartet.

Die zweifellos vorhandene Sympathie für Mun beruht in Korea mit Sicherheit auf seinem Antikommunismus. Mit demselben Recht dürfte man sich für Hitler begeistern. Nach anfänglich großer Begeisterung in den USA — Mun durfte selbst vor dem Kongreß sprechen, und Präsident Nixon empfing ihn im Weißen Haus — landete der „wahre Sohn Gottes“ inzwischen hinter schwedischen Gardinen.

Nachdem Mun in Südkorea fest im Sattel saß, verließ er seine zweite Frau und heiratete eine gewisse Choé. Jedoch ließ diese sich später von ihm scheiden. Mun lebte dann mit einer vierten Frau zusammen, von der er, wie auch von Choé, einen Sohn hat. Aber im März schlug die Stunde für Muns fünfte Frau, mit der er die „Hochzeit des Lammes“ (Offb 19,7) feierte. Sie ist die „neue Eva“, und die damals neunzehnjährige Han-hak-ja rückte zur „Mutter des Universums“, auf. Sie ist gleichzeitig „die wahre Mutter“, Mun selbst logischerweise „der wahre Vater“ und die insgesamt 13 Sprößlinge sind „die Kinder ohne Sünde“. Mun verfügt also durchaus über ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein, von Minderwertigkeitskomplexen wird er nicht geplagt. Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß es hier einen deutlichen Anklang an die Verkündigung der Geburt Johannes des Täufers gibt, der „schon im Mutterschoß vom Heiligen Geist erfüllt“ (Lk 1,15) war. Auch das Herrenwort: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?“ klingt unübersehbar durch. Solche Aussagen sind natürlich nicht zufällig, sondern sollen die überdimensionale Stellung Muns herausstreichen.

Überhaupt ist die Lehre dieses koreanischen Heilsbringers ein buntes Gemisch aus Heiliger Schrift, antikommunistischer Ideologie und koreanischen bzw. orientalischen Traditionen. Zwar nimmt die Bibel in Muns System einen gewichtigen Platz ein, jedoch ist die munsche „Exegese“ noch weit willkürlicher und wirrer als etwa die der Zeugen Jehovas.

So wird etwa der Sündenfall rein sexuell gedeutet. Die Ursünde bestehe in geschlechtlichen Beziehungen zwischen der 15jährigen Eva und Luzifer. Diese Sünde machte eine „Wiederherstellung“ erforderlich. Hierfür waren mehrere Personen vorgesehen: Abel, Noe, Abraham und Moses. Aber sie versagten, denn sie entsprachen nicht ganz dem Willen Gottes. Schließlich hatte Johannes der Täufer diese Aufgabe wahrzunehmen. Aber auch er war leider eine Niete. Mit Jesus sollte dann der allerletzte Versuch unternommen werden, jedoch war auch er — nach Mun — leider ein Versager.

Nach den „Göttlichen Prinzipien“ ist die Geschichte der Menschheit ein Suchen nach dem verlorengegangenen Paradies. Der Mensch versucht, zu seinem ursprünglichen Zustand zurückzukehren. Es geht darum, das Bild Gottes im Menschen wiederherzustellen. Die Geschichte der Neuschöpfung durchläuft drei Perioden: die der Formung oder Gestaltung seit Abraham, die des Wachstums seit Jesus von Nazareth und die der Vollendung. Letztere ist — wegen des Ungenügens seiner Vorgänger — auf Bitten Jesu Mun vorbehalten. Das Alte Testament wurde uns von Gott als Lehrbuch für die Zeit der Gestaltung

oder Formung gegeben. Das Neue Testament hingegen gab Gott für die Neuschöpfung zur Zeit des Wachstums, während die „Göttlichen Prinzipien“ der Zeit der Vollendung, d.h. der Erfüllung der Verheißungen des Alten und Neuen Testaments, die Mun bringen wird, dienen. („Göttliche Prinzipien, S. 185—7; S. 17) Dazu heißt es wörtlich:

„Diese heiligen Schriften können mit Lampen verglichen werden, die die Wahrheit erhel-
len. In ihrer Aufgabe, ihrer Umgebung das Licht der Wahrheit zu bringen, gleichen sie
einander. Wenn jedoch ein helleres Licht erscheint, ist die Aufgabe der älten Lampe been-
det. Alle Religionen der Gegenwart haben sich bisher als unfähig erwiesen, die heutige Ge-
neration aus dem dunklen Tal des Todes in das strahlende Licht des Lebens zu führen. Es
muß also eine neue Wahrheit erscheinen, die ein neues Licht verbreitet.“ (S. 15f.)

Wegen des Unglaubens der Juden und seines vorzeitigen gewaltsamen Todes konnte Je-
sus — nach Mun — nicht alles offenbaren, was ihm der Vater aufgetragen hatte. Er konnte
auch nicht das volle Heil bringen. So hatte das Neue Testament auch nur vorübergehen-
den, zeitweiligen Wert. Die ewige Wahrheit blieb verborgen, bis sie Mun geoffenbart wur-
de. Er übermittelt sie laufend an seine Schüler, die sie schriftlich niederlegen. Diese durch
Mun übermittelte Offenbarung erlaubt den Menschen von heute, den wirklichen Sinn ge-
wisser Wahrheiten zu begreifen, die hinter den Worten der Bibel verborgen geblieben
sind. Nunmehr wird uns durch Mun die abschließende Offenbarung zuteil, die die endgül-
tige Errichtung des Königreiches Gottes erlaubt und die Verwirklichung des ewigen Heils-
planes. (GP, S. 139ff.) Nach Mun waren viele Gläubige bis heute der Meinung, Jesus sei
Gott. Jedoch dies sei nicht möglich. Jesus sei einfach ein Mensch, der in der Heils-Vorse-
hung Gottes entscheidend zur Vollendung des Ziels der Schöpfung beigetragen hat. So
sage Jo 1,10 keinesfalls, daß Jesus einziger Gott und Schöpfer sei. Die Bedeutung der Jo-
hannes-Stellen 14,9—10; 1,10; 8,58 und vieler anderer wurden generell falsch verstanden,
weil die wirkliche Beziehung zwischen Jesus und Gott falsch verstanden wurde: „Jesus
war ein Mensch wie jeder andere in dieser Welt, jedoch ohne Erbsünde.“ (GP, S. 244) Was
Jesus von anderen Menschen unterschied, war lediglich seine Mission, nicht seine Natur.
Jesus, der an Stelle Adams kam, hätte eine Frau nehmen sollen, die an Evas Stelle treten
sollte. Wegen seines vorzeitigen Todes konnte er aber nicht seine Mission in einer gese-
neten Ehe erfüllen. Wenn Jesus verkündete, daß der Messias wiederkommen werde, so kön-
ne diese Wiederkunft nur in einer biologischen Inkarnation geschehen. Die „Göttlichen
Prinzipien“ erklären nun, wie er wiederkehren muß, wo die Wiederkunft erfolgt und wer
der Messias ist.

Bei der ersten Frage sei von großer Bedeutung, ihn nicht vom Himmel her zu erwarten.
Sonst laufe man Gefahr, den tatsächlich wiedererschiedenen Messias nicht zu erkennen.
(Ein Mißgeschick, unter dem Herr Mun immer wieder zu leiden hat.) Der Mann, der ge-
boren wird, um sich auf den Thron Gottes zu setzen und die ganze Welt durch Gottes
Wort zu regieren, sei der neue Messias. Er müsse von einer Frau im Osten geboren wer-
den. Nach Offb 7,2 erhebt sich ein Engel vom Sonnenaufgang (Osten). Hierfür kommen
nur Japan, China oder Korea in Frage. Aus verschiedenen Gründen scheiden aber die bei-
den ersten Länder aus. So bleibt nur Korea. Es ist das geistige Israel, das Volk der Siegrei-
chen. Wenn auch, worauf Mun wohlweislich nicht aufmerksam macht, in Korea während

115 Jahren 250mal ein „Messias“ auftrat — diesmal dürfen wir sicher sein, daß es der richtige ist. . . .

Allerdings ist nur Südkorea das Land Gottes. Der Norden gehört zur Domäne Satans: Eine Endauseinandersetzung zwischen diesen beiden ist unausweichlich. Da es galt, die grundlegenden Probleme der Menschheit zu lösen, sandte Gott Meister Mun in die Welt. Wie es in der Biographie der „Vereinigungskirche“ heißt „. . . . schlug (Mun) eine kosmische Schlacht nach der andern und fand dabei Wahrheiten, die nie zuvor einem Menschen bekannt geworden waren“ (S. 9). Schließlich wurde er „zum unumschränkten Sieger von Himmel und Erde. Die gesamte geistige Welt beugte sich vor ihm; denn er hatte sich nicht nur von Anschuldigungen Satans völlig freigemacht, sondern er war nun in der Lage, Satan vor Gott zu verklagen. Satan ergab sich ihm an jenem Tage völlig, denn San Myung Mun hatte sich zu einem reinen und vollkommenen Sohn Gottes emporgekämpft. Von diesem Tag an stand der ganzen Menschheit die Waffe zur Unterwerfung Satans zur Verfügung.“ (S. 10) Trotz seiner wahrlich überdimensionalen Fähigkeiten ist Mun doch auf die Mithilfe seiner „wahren Kinder“ angewiesen. Auf einer Großkundgebung in Seoul am 7. Juni 1975 wurde von den Jüngern des „Messias“ folgende Verpflichtung gesprochen:

„Wir, die Gläubigen der Vereinigungskirche der ganzen Welt, glauben, daß es der Wille Gottes ist, daß Südkorea, unser religiöses Vaterland, gegen jeden Angriff der Armee Nordkoreas verteidigt wird. Wir beschließen, ein internationales Freiwilligenkorps aufzustellen, um an dem Krieg, wenn er ausbricht, teilzunehmen und Korea bis zum Tode zu verteidigen.“

Diese Erklärung ist nicht etwa ein Produkt schöpferischer Phantasie, sondern wurde im Wochenmagazin „Weekly Religion“, einem offiziellen Organ der „Vereinigungskirche“, am 18. 6. 75 veröffentlicht. Chef dieses Blattes ist San Myung Mun. Auf der gleichen Massenkundgebung, bei der 1,2 Millionen Menschen versammelt waren, verkündete Mun sein Ziel:

„Wir (d. h. Südkorea) sollten Kim Il Sung (den Präsidenten Nordkoreas) besiegen, Mao Tse Tung zerschmettern und die Sowjetunion im Namen Gottes zermalmern.“ Gegenüber diesem größtenwahnsinnigen Säbelrasseln darf man wohl dem New Yorker Senator James Buckley zustimmen, der zum Mun-Phänomen schrieb: „Ich versichere, daß Father Moon Haupt einer politischen Verschwörung ist und als solcher verfolgt werden muß! . . . Nach unserer Ansicht ist die Bewegung Moon gefährlicher als die Manson-Gesellschaft wegen ihrer totalitären Methoden, ihrer quasi unbegrenzten Macht, des geistesgestörten Verhaltens ihrer Leitung.“

In die gleiche Richtung ging ein Bericht der Wiener „Presse“ vom 24./25. 1. 76, in dem es hieß, der Anwalt Jean Nectoux aus Bordeaux strengte ein Verfahren gegen die „Moon-Organisation zur Vereinigung des Christentums in der Welt“ an, da die Sektierer bestrebt seien, ein internationales Freiwilligenkorps für den Krieg gegen Nordkorea aufzustellen. Zur Unterstützung seiner Behauptung habe ein ehemaliger Anhänger der Sekte einschlägiges Material der Mun-Sekte aus Korea mitgebracht.

Wahrscheinlich ist unseren Lesern nicht bekannt, daß das deutsche Strafgesetzbuch im § 109 h sagt:

„(1) Wer im Inland oder als Deutscher im Ausland zugunsten einer ausländischen Macht einen Deutschen zum Wehrdienst in einer militärischen oder militärähnlichen Einrichtung anwirbt oder ihren Werbern oder dem Wehrdienst einer solchen Einrichtung zuführt, wird mit Freiheitsstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft.“

Wer die krausen Ideen Muns einigermaßen aufmerksam studiert, wird verstehen, warum man mittlerweile in den USA seine Sekte den destructive cults, den zerstörerischen Gemeinschaften, zuordnet.

Der Bundesgerichtshof stellte inzwischen fest, man dürfe von der Mun-Sekte weiterhin ungestraft behaupten, sie setze Menschen dem Psychoterror aus, proklamiere ein faschistisches System und habe junge Menschen zum Selbstmord getrieben (DT 19.8.83).

Am 22. Mai 1984 verabschiedete das Europäische Parlament eine „EntschlieÙung zu einem gemeinsamen Vorgehen der Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft im Hinblick auf verschiedene Rechtsverletzungen neuerer Organisationen, die im Schutz der Religionsfreiheit arbeiten.“ Hier wird das von der „Vereinigungskirche“ verursachte Elend besonders erwähnt. (Bundestags-Drucksache 10/1608)

Und um auch dem blauäugigsten Schwärmer die Augen zu öffnen, hat nunmehr auch die bayerische Staatskanzlei in München die CSU-Politiker vor Beteiligungen an getarnten Mun-Unternehmungen gewarnt. (KNA 18.2.88)

Der koreanische Professor am Concordia Seminary in St. Louis/MO, Dr. Won Yong Ji sagt zu Recht: „The choice is, either Jesus or Moon.“ (Lutheran World Information, 27/80, 23.7.1980)

Wer die christliche Lehre auch nur oberflächlich kennt, wird zu dem zwingenden Schluß kommen, daß Christentum und Mun-Synkretismus absolut unvereinbar sind. Für diejenigen, denen die Widersprüche zwischen Hl. Schrift und der Lehre Muns unauflöslich erscheinen, hat die Sekte folgende „Lösung“ parat: „Die heutigen Christen müssen sich von ihren überlieferten Glaubensvorstellungen lösen, die sie zu Gefangenen der Bibelverse machen.“ (GP, S. 89) Die Teilnahme von sonst geachteten Persönlichkeiten an den Veranstaltungen der verschiedenen Mun-Organisationen kann für religiös und/oder weltanschaulich nicht besonders sattelfeste Menschen verheerende Auswirkungen haben, wenn diese sich sagen: „Wenn Professor X oder Dr. Y bei den Moonies auftreten, kann daran nichts Schlechtes sein, sonst träten sie ja nicht sogar als Redner auf.“

Wer glaubt, sich trotz wiederholter ernster Warnungen von kirchlicher wie staatlicher Seite in den Dienst von destructive cults stellen zu dürfen, möge sich an das Herrenwort erinnern:

„Wehe der Welt mit ihrer Verführung! Es muß zwar Verführung geben; doch wehe dem Menschen, der sie verschuldet.“ (Mt 18,7)

Du sollst den Sabbat heiligen

Wilhelm Lehmkämer

I. *Sonntagsheiligung*

1. „Gedenke des Sabbats!“ heißt es im Buch „Exodus“ (20,8–10), „Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat.“

Das war das Gebot des Herrn für das aus Ägypten heimgeführte Volk Israels im Alten Bund. Im Neuen Bund tritt an die Stelle des Sabbats der Sonntag.

„Nach dem jüdischen Kalender“, so verlautbart der „Grundriß des Glaubens“ (Kösel-Verlag 1980), „war der Tag der Auferstehung Jesu der Tag nach dem Sabbat, also der erste Arbeitstag der Woche (Mk 16,2). Von Anfang an wurde für die Christen dieser Tag der Woche zum Tag ihrer Zusammenkunft (vgl. Joh. 20, 19, 26). Später nannten sie ihn ‚Tag des Herrn‘; denn in der Feier der Eucharistie erfuhren sie die Gegenwart ihres Herrn Jesus Christus. Unsere Sprache hat die alte römische Bezeichnung ‚Tag der Sonne‘, Sonntag, übernommen. Die Christen übertrugen das Gebot, den Sabbat zu heiligen, auf diesen Tag und feierten Jesus Christus als die wahre Sonne (vgl. Joh 1,9; 8,12).“

2. „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat. Deshalb ist der Menschensohn auch Herr über den Sabbat“, sagt Jesus den Pharisäern, als sie sich bei ihm über seine an einem Sabbat Kornähren abreisenden Jünger, die Hunger haben, beschwerten.

Ein andermal erteilt er den Pharisäern in einer Synagoge, in der ein Mann, dessen Hand verdorrt war, sitzt, folgende Lektion: „Und sie gaben acht, ob Jesus ihn am Sabbat heilen werde; sie suchten nämlich einen Grund zur Anklage gegen ihn. Da sagte er zu dem Mann mit der verdorrt Hand: Steh auf und stell dich in die Mitte! Und zu den anderen sagte er: Was ist am Sabbat erlaubt: Gutes zu tun oder Böses, ein Leben zu retten oder es zu vernichten? Sie aber schwiegen. Und er sah sie der Reihe nach an, voll Zorn und Trauer über ihr verstocktes Herz und sagte zu dem Mann: Streck deine Hand aus! Er streckte sie aus, und seine Hand war wieder gesund.“

Jesus setzt einen Maßstab, er unterstreicht, daß der Sabbat der gesamten Kreatur zum Wohl gereichen soll. (Vgl. hierzu Mk 2,23–28 u. 3,1–5.)

3. Den Sabbat zu heiligen, „das ist“, lt. Gotteslob (61), „für den Christen die Forderung, an der schöpferischen Ruhe Gottes teilzunehmen und im Gottesdienst dem Herrn für die Gaben der Schöpfung und die Gnade des Erlösungswerkes zu danken, wie es die Kirche vor allem in der sonntäglichen Feier der Eucharistie tut.“

II. Sonntagsruhe: staatlich geboten

1. Das Grundgesetz verfügt:

„Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt.“

Diese Verfügung ermahnt den Menschen ebenso wie das dritte Gebot, sich am Sonntag nicht in Betriebsamkeit und Leistungsstreben zu verlieren.

2. Im Blick auf das Grundgesetz erscheint es sinnvoll, einmal auf den Ursprung der staatlich bestimmten Sonntagsruhe zu verweisen.

„Im Jahr 321 hat Kaiser Konstantin“, so verlautet es in der Gemeinsamen Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (Bonn 1988), „den Sonntag zum staatlichen Ruhetag erklärt. Am Sonntag durfte — von bestimmten Ausnahmen abgesehen — nicht gearbeitet werden. Hier liegt der Anfang des staatlichen Gebotes der öffentlichen Ruhe und des Verbotes der Sonntagsarbeit. Durch die Jahrhunderte hindurch waren Kirche und Staat darauf bedacht, diesen Schutz des Sonntags zu gewährleisten.“

3. Um den Schutz des Sonntags und der Sonntagsruhe mußte meist, und muß immer noch, gerungen werden.

Im 19. Jahrhundert wird dieses Ringen mit der einsetzenden Industrialisierung besonders deutlich. Die Unternehmer beklagen die hohen Kosten, die wegen des Stillstandes der Maschinen an den Sonntagen entstehen, und verlangen deswegen den Einsatz ihrer Arbeitskräfte am Sonntag. So kommt es zu vielen Arbeitseinsätzen auch am „Tag des Herrn“. Die 7-Tage-Arbeitswoche liegt im Trend.

Um diesem Trend entgegenzuwirken, wird 1891/1892 die Berufstätigkeit an Sonn- und Feiertagen grundsätzlich verboten. Am Zustandekommen des entsprechenden Reichsgesetzes haben Arbeiterbewegung und christlich-soziale Initiativen maßgeblichen Anteil.

Daß im Gefolge der Französischen Revolution versucht wird, den Sonntag abzuschaffen und auch nach der Oktoberrevolution in Rußland die 10-Tage-Woche geprobt wird, sei hier nur am Rande erwähnt: diese Bestrebungen scheiterten.

4. Unbedingt notwendige Sonntagsarbeit ist erlaubt, so gesteht zum Beispiel das Gesetz Kaiser Konstantins den Menschen auf dem Lande — den Bauern — bereits Sonderrechte zu.

Den Grundsatz, daß unbedingt notwendige Sonntagsarbeit erlaubt ist, bestätigt auch die Kirche, allerdings mißbilligt sie in diesem Zusammenhang rein gewinnbringende Tätigkeiten.

„Papst Alexander III.“, berichtet Stephan Stickelmann in „Die christliche Familie“ Nr. 9. 1988, „hatte im Jahr 1160 auch keine Schwierigkeiten, den Fischfang am Sonntag für den Fall gutzuheißen, daß sich Fischeschwärme an diesem Tag der Küste nähern sollten.“

„Vom Verbot der Sonntagsruhe“, sagt die o. g. „Gemeinsame Erklärung“, „waren von Anfang an bestimmte Bereiche ausgenommen:

- Nicht unter das Sonntagsgebot fallen die üblichen Hausarbeiten, ebenso die notwendigen Stallarbeiten.
- Die Sonntagsarbeit war erlaubt, wo immer es galt, einen akuten Notstand zu beheben.
- Auch kranke Menschen müssen am Sonntag versorgt werden (Krankenhäuser und Heime).
- Die Dienste, die für die Sicherheit der Menschen notwendig sind, müssen auch an Sonn- und Feiertagen bereitstehen.
- In der modernen Gesellschaft wird die Befreiung vom Verbot der Sonntagsarbeit auf lebenswichtige Versorgungsbetriebe ausgedehnt.
- Auch die Verkehrsbetriebe und das Gaststättengewerbe sind, weil und insoweit sie den Ruhe und Erholung suchenden Menschen dienen, ausgenommen.“

Diese Beispiele zeigen, daß das Gebot der allgemeinen Sonntagsruhe generell nicht eingehalten werden kann und muß, sondern von Anfang an für bestimmte Lebensbereiche aufgelockert bzw. aufgehoben worden ist.

III. *Kontroverse um die Sonntagsruhe*

1. Die Vorkämpfer des 19. Jahrhunderts für einen freien Sonntag würden gewiß die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie sähen, daß die Berufstätigkeit am Sonntag heute noch immer im Gespräch ist, ja mehr und mehr danach getrachtet wird, sie weiter auszudehnen. „Aus einer aktuellen Untersuchung“, schreibt Stephan Stickelmann, „geht hervor, daß knapp 3,6 Millionen Bundesbürger regelmäßig oder gelegentlich einer Sonntagsarbeit nachgehen.“

2. Von 1958 bis 1965 kämpften die Gewerkschaften für die Fünf-Tage-Woche, ihr Ziel: der arbeitsfreie Samstag. Als sie ihr Ziel erreichen, regeln sie die Arbeitszeit in Tarifverträgen mit den Arbeitgebern, denn die staatliche Arbeitszeitordnung geht immer noch von sechs Werktagen aus.

Heute hat die Arbeitszeitdiskussion eine neue Dimension bekommen.

Denn nicht allein die Kirchen, sondern auch die Gewerkschaften fürchten um den Sonntag als Ruhetag. Ihr Anliegen besteht allerdings vornehmlich darin, den Sonntag deswegen unangetastet zu lassen, damit ihnen der arbeitsfreie Samstag erhalten bleibt.

Wenn heute jedoch die Forderungen nach noch kürzerer Arbeitszeit nicht verstummen und mehr und mehr verwirklicht werden, beteuern Arbeitgeber, daß sie das nur unter Einbuße von Wirtschaftlichkeit verkraften können. Wenn sie dennoch unter dem Stichwort „Flexibilität“ über eine weitere Arbeitszeitverkürzung reden, ja sogar von einer Vier-Tage-Woche sprechen, tun sie es nur unter der Bedingung, daß durch Samstags- und Sonntagsarbeit eine bessere Auslastung der Maschinen erreicht werden kann. Freie Tage soll es dann innerhalb der Woche geben.

Aus dem Kampf um den freien Samstag vor dreißig Jahren ist heute eine Auseinandersetzung um den arbeitsfreien Sonntag getreten.

IV. *Der Sonntag muß geschützt werden*

In der „Gemeinsamen Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche“ heißt es in diesem Zusammenhang u. a.:

- „Es ist erfreulich, daß sich maßgebliche Repräsentanten der Arbeitgeberseite eindeutig hinter das Verbot der Sonntagsarbeit gestellt und für die Sonntagsruhe ausgesprochen haben“
- „Die Sonntagsruhe ist ein Zentralwert unserer Kultur. Würde man sie mehr und mehr aushöhlen, dann würde auf längere Sicht auch die Wirtschaftlichkeit darunter leiden. . . . Den Sonntag braucht der Mensch und die Gesellschaft, um zu erfahren, daß Produktion und Rentabilität nicht den Sinn des Lebens ausmachen.“
- „Eine besondere Verantwortung für die Erhaltung des Sonntags tragen in unserer Gesellschaft die Erwerbstätigen, die von ihnen gewählten Betriebsräte und die Gewerkschaften. Es ist erfreulich, daß die Gewerkschaften nicht bereit sind, den Sonntag zur Disposition zu stellen, es sei denn, ein kontinuierlicher Produktionsprozeß sei aus technischen Gründen
- Obwohl die katholischen Bischöfe und der Rat der Evangelischen Kirche keineswegs übersehen, daß Produktion und ein erfolgreiches Wirtschaften wichtig sind, weisen sie darauf hin, daß Produktion und Wirtschaften „nicht auf Kosten einer humanen Lebensgestaltung, auf die das Gebot Gottes verweist“, gehen dürfen.
- Darüber hinaus betonen Bischöfe und Rat: „Wir dürfen uns auch nicht der Einsicht verschließen, daß Unternehmen, die im internationalen Wettbewerb stehen, in Schwierigkeiten geraten können und ihre Arbeitsplätze gefährdet sehen. In einer solchen Situation muß es möglich bleiben, die Arbeitszeit so zu organisieren, daß einerseits die Zukunft des Unternehmens gesichert und damit die Arbeitsplätze erhalten werden und daß andererseits der Sonntag nicht gefährdet
- Letztlich bitten Bischöfe und Rat die Bundesregierung, strikt die gesetzlichen Bestimmungen zu beachten und Ausnahmegenehmigungen für Sonntagsarbeit auf das Notwendigste zu beschränken. Aus wirtschaftlichen Gründen sei Sonntagsarbeit auch nach dem Gesetz nicht zulässig.
- Schließlich ergeht ein Appell an alle Christen: „. . . bei der Planung und Durchführung von Veranstaltungen so zu verfahren, daß der Sonntag nicht durch unser eigenes Verhalten in Gefahr gerät. Kirchliche Veranstaltungen und Veranstaltungen kirchlicher Verbände und Einrichtungen am Sonntag müssen den Gottesdienst vorsehen, sei es als besonderen Gottesdienst, sei es als Teilnahme am Gottesdienst der Gemeinde. Christen müssen bei der Planung weltlicher Sonntagsveranstaltungen darauf dringen, daß Gelegenheit zum Gottesdienst bleibt. Der Sonntag darf auch nicht durch häufige lange Veranstaltungen in der Nacht vom Samstag auf Sonntag entwertet werden.

Sorgen wir dafür, daß der Sonntag für uns und für unsere Mitwelt das bleibt, als was er gestiftet ist: der Tag des Herrn als ein Tag für den Menschen, ein Tag, der dazu dienen soll, daß der Mensch seine Würde und seine Bestimmung erfährt.“

Bundesverwaltungsgericht will den Sonntag geschützt wissen.

Freiburg/Berlin, 3. Mai (KNA) Mit der Zweckbestimmung des Sonntags sind nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts (BVerwG) nicht nur gewerbliche Tätigkeiten, sondern alle Tätigkeiten unvereinbar, „die nach ihrem Charakter nicht sonntägliche, sondern werktägliche Tätigkeiten sind“. Durch seine verfassungsgesetzliche Zweckbestimmung als Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung unterscheidet sich der Sonntag von Grund auf von den Werktagen, heißt es in der am Dienstag, 3. Mai, in Freiburg bekanntgewordenen schriftlichen Begründung eines kürzlich verkündeten Urteils des in Berlin ansässigen Gerichts. Das Gericht untersagte mit seiner Entscheidung marktmäßig organisierte Verkäufe von gebrauchten Kraftfahrzeugen an Sonntagen „von privat an privat“.

Überstunden und Sonntagsarbeit fördern die Produktion nicht nachhaltig

Besonders gestreift: die Führungskräfte Neueinstellungen bringen neue Impulse

Wolfgang Altendorf

Die zunehmende oder stagnierende Arbeitslosigkeit hat die Überstunden und die Sonntagsarbeit zum Reizthema werden lassen. Überstunden entstehen dort, wo die Personalpolitik im Betrieb — aus welchen Gründen auch immer — nicht optimal der Produktionsherausforderung gerecht wird oder gerecht werden zu können glaubt. Seit Lohn- und Nebenlohnkosten derart die Ausgaben strapazieren, scheut man sich auf Unternehmerseite vor der Neueinstellung; wo sie zu vermeiden ist, so kalkuliert man in der Unternehmensleitung, sollte man sie auch möglichst vermeiden. Sie trifft da häufig auf das volle Verständnis, die Zustimmung oder sogar auf eine „Forderung“ zur Zuweisung von Überstunden von seiten der Mitarbeiter. Überstunden werden besser bezahlt; ebenso die Sonntagsarbeit. Häufig ist hier auch die Besteuerung günstiger. Schließlich trifft jede Neueinstellung auch auf die typisch-emotionale Abwehrreaktion der Alteingesessenen; Verhaltensforscher sprechen hier von einem „instinktiven Revierdenken“, das den Eindringling gerne abwehrt.

Durch Neueinstellung neue Ideen

Dabei gerät der Betrieb, der auf Neueinstellungen verzichtet, schon von dieser wichtigen human-produktiven Seite her in Stagnation. Zwar kann auf die erfahrene Bewährung langjähriger Mitarbeit selbstverständlich in keiner Weise verzichtet werden. Zu dieser Bewährung jedoch gehört auch die Auseinandersetzung mit neu eingebrachten Ideen. Werden nämlich Kräfte im qualifizierten Bereich neu eingestellt, profitiert der Betrieb von deren moderner Ausbildung: sie bringen jenes auf den neusten Stand ausgerichtete Wissen mit, das sie sich während ihrer Ausbildung erworben haben. So gesehen zahlt sich das Risiko — Neueinstellung statt Überstunden — langfristig produktiv auf jeden Fall aus.

Strapazierte Führungskräfte

Aber auch ein anderer wichtiger Aspekt sollte nicht unterschätzt werden. Überstunden strapazieren letztlich den Mitarbeiter, vorwiegend den leitenden. Die menschliche Natur, gerade jene dynamische, die sich gerne verausgabt, weil sie an der Aufgabe, die ihr in einem Betrieb gestellt wird, ihre Freude hat, benötigt der Ruhe. Ein Betrieb, der Überstunden macht oder sonntags arbeitet, setzt stets die volle Führung dabei voraus. Je rarer die qualifizierte Führungskraft wird, und das wird sie zunehmend, desto notwendiger gilt es „haushälterisch“ mit ihr umzugehen. Der moderne Manager bemüht sich aus eigenen Stücken heute zunehmend um den Erhalt seiner Gesundheit. Er treibt „Fitness“, verringert oder stellt gar das Rauchen ein, trinkt mäßig, kümmert sich um die „Ernährungsphysiologie“. Diese Bestrebungen sollten vom Betrieb her nicht gebremst, vielmehr tatkräftig unterstützt werden.

Physische Erholung unabdingbar

Dazu gehört vor allem auch die physische Erholung. Sie stellt gerade bei Führungskräften, die sich ohnehin nicht nur von der Arbeitsintensität, auch von der Zeit her mehr für eine Aufgabe engagieren als andere, einen entscheidend ausgleichenden Faktor dar. Stets sind die Schlüsselpositionen in der Produktionshierarchie unterbesetzt; wo zusätzlich Engpässe auftreten, die durch Überstunden absorbiert werden sollen, verstärkt sich die Gesamtbelastung im Personalbereich. Sie kann durch das natürlich willkommene zusätzliche Mehrentgelt nicht absorbiert werden. Der allgemeine Mitarbeiterverschleiß wirkt sich für die Zukunft eines Unternehmens stets gravierend negativer aus als etwa das Risiko und die finanzielle Belastung durch Neueinstellungen.

Bedenken auch bei den Arbeitgebern

Im allgemeinen befindet sich unsere Wohlstandsgesellschaft, was den häuslichen finanziellen Zustand betrifft, stets an der Grenze der Liquidität. Ja, der Mut, sich im privaten Bereich zu verschulden, ist letztlich die Quelle wirtschaftlicher Prosperität. Der Schuldendruck jedoch drängt den einzelnen Betriebsangehörigen zur Überstunde; die Aussicht, Überstunden zu machen, läßt wiederum eine vorübergehende Verschuldung risikoloser erscheinen. So sind die Widerstände gegen Überstunden und vielleicht mögliche Sonntagsarbeit bei der Belegschaft weniger motiviert, als das öffentliche gewerkschaftliche Äußerungen vermuten lassen. Im Prinzip jedoch liegen diese theoretischen Bedenken von Gewerkschaftsseite praktisch durchaus richtig. Und diese Erkenntnis setzt sich zunehmend auch bei den Arbeitgebern durch. So appellierte jüngst die deutsche Arbeitgebervertretung, die Unternehmenseite also, an ihre Mitglieder, Überstunden und Sonntagsarbeit nach Möglichkeit abzubauen. Langfristig gesehen lohnen sich Neueinstellungen weit mehr als Dauerüberstunden, schon deshalb, weil qualifizierte Arbeitskräfte in naher Zukunft rar werden; man beginnt bereits, sie zu horten.

Bundesverwaltungsgericht will den Sonntag geschützt wissen

Mit der Zweckbestimmung des Sonntags sind nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts (BVerwG) nicht nur gewerbliche Tätigkeiten, sondern alle Tätigkeiten unvereinbar, „die nach ihrem Charakter nicht sonntägliche, sondern werktägliche Tätigkeiten sind“. Durch seine verfassungsgesetzliche Zweckbestimmung als Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung unterscheidet sich der Sonntag von Grund auf von den Werktagen, heißt es in der in Freiburg bekanntgewordenen schriftlichen Begründung eines kürzlich verkündeten Urteils des in Berlin ansässigen Gerichts. Das Gericht untersagte mit seiner Entscheidung marktmäßig organisierte Verkäufe von gebrauchten Kraftfahrzeugen an Sonntagen „von Privat an Privat“.

In der Urteilsbegründung wird betont, die verfassungsgesetzliche Zweckbestimmung des Sonntags könne nur verwirklicht werden, wenn die werktäglichen Bindungen und Zwänge entfielen und es den einzelnen dadurch möglich werde, im sozialen Zusammenleben den Sonntag nach ihren vielfältigen und unterschiedlichen individuellen Bedürfnissen allein oder in der Gemeinschaft mit anderen ungehindert von den werktäglichen Verpflichtungen und Beanspruchungen zu begehen. Diese Zweckbestimmung des Sonntags beschränke sich nicht auf den Arbeitsschutz und die Abwehr von Störungen der Religionsausübung; sie rechtfertige es auch, Tätigkeiten zu verbieten, die mit dem Charakter des Sonntags als Nicht-Werktag unvereinbar seien. Zudem heißt es in der Urteilsbegründung, der Sonntagsschutz solle „das öffentliche Leben seiner werktäglichen Elemente entkleiden und dadurch die Begehung des Sonntags als Nicht-Werktag ermöglichen“. Dieser Zweck werde nur erreicht, wenn am Sonntag die werktägliche Geschäftigkeit ruhe, sofern sie nicht gerade der Befriedigung sonntäglicher Bedürfnisse diene „oder in Wahrnehmung gesetzgeberischer Regelungsmacht durch Gesetz oder aufgrund eines Gesetzes in verfassungsmäßiger Weise“ besonders zugelassen sei.

In einer Stellungnahme sprach der Rechtsdirektor im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg, Dr. Bernd Kremer, dem Urteil große Bedeutung für die Diskussion um den Sonntagsschutz zu. Besonders bedeutsam sei, mit welcher Akribie das Gericht den unterschiedlichen Charakter von Sonn- und Werktag sowie den damit für den Sonntag geltenden besonderen verfassungsrechtlichen Schutz herausgearbeitet habe, sagte Kremer.

(Info Diözesanrat Köln, 5/6/1988)

Aus dem ZdK

*Bericht über die Vollversammlung des Zentralkomitee der deutschen Katholiken
Frühjahr 1988*

Willy Trost

Zu Beginn der Tagung wurden die neuen Delegierten der Diözesen und Verbände vorgestellt. Darunter war diesmal der Bundesvorsitzende der GKS, Oberstleutnant i.G. Paul Schulz, der mit Beifall in die Versammlung aufgenommen wurde.

In seinem Bericht zur Lage hob der Präsident des Zentralkomitees, Professor Dr. Hans Mayer, hervor:

- Im Zusammenhang mit dem Begehren vieler Tausender Bürger der DDR auf Ausreise ist wohl allen Einwohnern in der Bundesrepublik wieder bewußt geworden, daß Deutschland geteilt ist — und daß diese Teilung unnatürlich ist. Deutschlandpolitik kann in der heutigen Zeit, unter den gegenwärtigen weltpolitischen Bedingungen nur gelingen, wenn sie in die europäische Integrationspolitik eingebettet ist. Nur so und nicht durch irgendwelche deutschen Sonderwege lassen sich langfristig Beziehungen zu den europäischen Staaten herstellen, die Europa insgesamt zu einer freiheitlichen und friedlichen politischen Kraft machen und die Bedeutung der heutigen Militärblöcke relativieren.
- Wir sind immer wieder neu aufgefordert, für die Menschenrechte einzutreten. Menschenrechtsverletzungen fordern unsere Solidarität heraus, gleich wo sie geschehen und von wem sie begangen werden. So wies in einem Schreiben der südafrikanische Katholische Laienrat auf den zunehmenden Druck hin, dem die Kirche in Südafrika ausgesetzt ist. Berichtet wurde über die kurzfristige Festnahme des Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Erzbischof Naidoo, über das Verbot der von den Bischöfen herausgegebenen Zeitung „New Nation“, den Überfall auf das Haus eines Bischofs und über den Versuch der Regierung, den Bischöfen Verrat am wirklich christlichen Zeugnis vorzuwerfen und sie vom Volk zu isolieren. Dieses Schreiben läßt auch keine Zweifel daran, daß die politischen Auseinandersetzungen zu Spannungen innerhalb der Kirche Südafrikas geführt haben. Der Präsident forderte auf, für alle zu beten, die zu leiden haben, die daran gehindert werden, die Wahrheit zu sagen, weil dies nach einem Gerichtsurteil zu einer Gefahr für die staatliche Sicherheit führt. Wir Katholiken dürfen nicht nachlassen, uns dafür einzusetzen, daß alle Gruppen in Südafrika das Recht erhalten, sich gleichberechtigt und frei am wirtschaftlichen, sozialen und politischen Prozeß beteiligen zu können.
- Die Schuldenkrise in der Dritten Welt wird immer bedrohlicher. Seit 1983 sind die Zinszahlungen so gestiegen, daß 1986 über 30 Milliarden US-Dollar an Zinsen mehr zurückgezahlt werden mußten, als in die Entwicklungsländer gezahlt wurde. Der Schuldenberg als drückende Last hat inzwischen ein Volumen von über 1250 Milliarden Dollar erreicht. Die päpstliche Kommission *Justitia et Pax* hat im vergangenen

Jahr eine „Ethik des Überlebens“ für die am stärksten betroffenen Länder gefordert. Für diese Länder müssen Soforthilfen, auch in der Form eines teilweisen oder vollständigen Schuldenerlasses, beschlossen werden. Das verlangt ein großes Maß an Opfern von den wirtschaftlich stärkeren Ländern. Der Präsident wies darauf hin, daß diese Situation Rückwirkungen auf die Politik der Bundesrepublik Deutschland haben müsse. Dabei sei entscheidend, daß auch unsere Bevölkerung das bedrohliche Ausmaß der Krise erkennt und bereit ist, Maßnahmen zu ihrer Überwindung, auch unter eigenen Opfern, zu unterstützen. Hier ergibt sich eine besondere Verantwortung für die Kirche. Anzuerkennen ist, daß die Bundesregierung bereits seit 1978 auf die Rückzahlung von Schulden in Höhe von 4,2 Milliarden DM bei den am wenigsten entwickelten Ländern verzichtet hat und damit an der Spitze aller Industrieländer steht. Entscheidend ist aber, daß sich auch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in den Entwicklungsländern grundlegend ändern. Denn es ändert sich nichts, wenn die Regierungen in den Entwicklungsländern nicht selbst den Mut aufbringen, strukturelle Anpassungen durchzuführen und die vielfältigen eigenen Ursachen der wirtschaftlichen Verarmung energisch zu bekämpfen. Diese Probleme müssen in den kommenden Jahren Gegenstand einer intensiven gesellschaftlichen Diskussion werden. Eine Arbeitsgruppe des ZdK hat dazu einen „Orientierungsrahmen“ zur Realisierung des 1987 beschlossenen „Dialogprogramms des Zentralkomitees zur zweiten Phase kirchlicher Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit“ erstellt. Diese Unterlage kann beim Verfasser abgefragt werden.

- Präsident Mayer ging weiter auf die Tausendjahrfeier des Christentums in der Ukraine und in Rußland ein. Er wies darauf hin, daß die Christenverfolgung in der Sowjetunion und, von dort ausgehend, in ihren Satellitenstaaten längst größere Dimensionen erreicht hat als die Verfolgung der Kirche in den Zeiten des Römischen Reiches. In mancher Millionenstadt der Sowjetunion gibt es nur noch zwei oder drei Kirchen. In den letzten 30 Jahren wurden insgesamt nicht mehr als 300 000 Exemplare der Heiligen Schrift gedruckt und das für etwa 40 Millionen orthodoxer Christen. Besonders traurig ist nach wie vor die Lage der katholischen Kirche des byzantinischen Ritus in der Ukraine. Ihre Bischöfe, Priester und Ordensleute wirken im geheimen und üben Seelsorge sogar bis ins ferne Sibirien aus. Die ukrainisch-katholische Kirche trägt in besonderer Weise die Tradition des Kiewer Christentums. Gerade sie aber kann das Millennium nur im Verborgenen feiern. Diese Situation sagt alles über die Religionsfreiheit in der Sowjetunion aus. Nach wie vor müssen im kommunistischen Herrschaftsbereich viele Millionen Menschen wegen ihrer religiösen Überzeugung leiden.
- Präsident Mayer wies auch auf die lebhafte öffentliche Debatte über das geplante Bundesberatungsgesetz zu § 218 hin. Mit ihm soll darauf eingewirkt werden, daß die Beratung von allen Beratungsstellenträgern gleichermaßen im Sinne eines verbesserten Schutzes für das Leben des ungeborenen Kindes geleistet wird. Wir Katholiken können es nur bedauern, wenn in diesem Zusammenhang von einem „Bedrängungsgesetz“ gesprochen wird, das gegen die Frauen gerichtet sei, und die beabsichtigte Ver-

stärkung von Beratung und Hilfe für Frauen und Familien als „demütigender Hürdenlauf“ hingestellt wird. Es ist bestürzend, bei einer Zahl von mehr als 250 000 Abtreibungen im Jahr, immer noch solche abwegigen Auffassungen hören zu müssen. Sogar von „fanatischen Lebensschützern“ war in diesem Zusammenhang die Rede. Unverständlich ist auch, daß es Widerstände dagegen gibt, in einem Bundesberatungsgesetz den Grundsatz zu verankern, nach dem die Beratung dem Ziel zu dienen hat: „Die Bereitschaft der Schwangeren zur eigenverantwortlichen Annahme des ungeborenen Lebens zu wecken, zu stärken und zu erhalten.“ Diese Zielformulierung entspricht jedoch der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes von 1975, nach der zugunsten des Lebens zu beraten ist.

- Zum Abschluß seines Berichtes zur Lage wies Professor Mayer auf die gemeinsame Studientagung hin, die von der Deutschen Bischofskonferenz und dem ZdK mit dem Titel „Die Zukunft des Glaubens in unserem Land — zur Lage und zur Weitergabe des Glaubens“ vom 16.—18. November d. J. in Bonn stattfindet. Es geht darum, wie schon auf dem Katholikentag 1948 in Mainz ausgeführt, daß Deutschland ein Missionsland ist. Die „Missionsproblematik“, die damals Ivo Zeiger im Auge hatte, betrifft nicht allein die Familien, die Schulen und die Pfarrgemeinden. Ihre Auswirkungen sind in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens spürbar. Wir können vor den dramatischen Veränderungen nicht die Augen verschließen. Dabei geht es nicht nur um die Weitergabe des Glaubens an die nachwachsende Generation. Auch innerhalb der gegenwärtigen Erwachsenengeneration ist die Vertiefung des Glaubens das zentrale Problem der Kirche in unserem Land. Es ist nicht das Ziel der Studientagung, Probleme aufzuarbeiten, Konzepte zu entwickeln und Beschlüsse zu fassen. Es geht vor allem darum, sich mit nüchternem Blick auf die Lage von allen Illusionen und Selbsttröstungen frei zu machen. Aus der Studientagung muß ein neuer gemeinsamer Wille hervorgehen, alle Kräfte zu vereinen, damit ein Ansporn gegeben wird, für uns selbst zu einem größeren Glauben und zu einer leidenschaftlicheren Hoffnung zu finden.

Nach einer kurzen Erläuterung des Jahresberichtes 1987 des Generalsekretariats durch den Generalsekretär des ZdK, Dr. Friedrich Kronenberg, wurde eingeführt in die Stellungnahme des Gesprächskreises „Juden und Christen“ des Zentralkomitees anläßlich des 50. Jahrestages nach der Reichprogromnacht 1938: „Die Reden von Schuld, Leid und Versöhnung?“ Professor Dr. Hanspeter Heinz, Augsburg, erläuterte die Stellungnahme und die Zusammensetzung und das Ziel des Gesprächskreises Juden und Christen des ZdK. Rabiner Marcel M. Marcus aus Bern führte vor der beeindruckten und bewegten Vollversammlung in die Problematik und die Schwierigkeit des Gespräches ein und beschrieb die Stationen des Weges aufeinander zu. Mit großer Ergriffenheit wurden diese Ausführungen aufgenommen.

In den Stand der Vorbereitungen des 90. Deutschen Katholikentages in Berlin 1990 führte Bischof Hemmerle ein. Der nächste Katholikentag wird in einer geteilten Stadt durchgeführt. Über sie spannt sich jedoch ein einziger Himmel. Bei allen Trennungen und Differenzen gibt es das Bewußtsein weltumspannender Gemeinsamkeit, Abhängigkeit, Angst

und Hoffnung. Nach Bischof Hemmerle formulieren wir von unserem christlichen Glauben her: „Wir sind gemeinsam in der einen Hand Gottes und unter dem einen Blick Gottes.“ Himmel und Erde haben miteinander zu tun, ihr Zusammenhang ist entscheidend für unsere Zukunft. Das Begreifen dieses Zusammenhanges ist die Nagelprobe christlichen Glaubens in unserer Welt. Es gilt: Zeige mir deinen Himmel, und ich zeige dir die Erde, an der du baust.

Auch Dr. Wilfried Hagemann ging in seinen folgenden Ausführungen zum Katholikentag auf den Stand der Vorbereitungen des Katholikentages und die Idee und Umsetzung des Leitwortes ein. Anknüpfend an das Thema von Aachen 1986, dessen Leitwort: „Dein Reich komme“ dem „Vaterunser“ entnommen war, hat am 8. April der geschäftsführende Ausschuß des ZdK beschlossen, als Leitwort für Berlin 1990 zu empfehlen: „Wie im Himmel so auf Erden“. Nach einer längeren, sehr engagierten Debatte, wurde das gesamte „Vaterunser“-Wort: *„Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden“* als Thema des Katholikentages beschlossen.

Nach einer langen Debatte würde mit einigen Änderungen und redaktionellen Verbesserungen einstimmig eine Erklärung des ZdK „Für eine Neuorientierung der Agrarpolitik“ angenommen. Sie soll Grundlage einer breiten Diskussion in den Räten und Verbänden werden. Sie kann beim Verfasser angefordert werden.

Eine Neuorientierung der Agrarpolitik ist dringend notwendig. Grundlage dieser Neuorientierung muß das Leitbild einer umweltverträglichen, bodengebundenen und vielfältigen bäuerlichen Agrarstruktur mit zwei gleichwertigen Leistungsbereichen, der Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse einerseits und der landeskulturellen Leistungen andererseits, sein. Mit wachsender Sorge beobachtet das ZdK die krisenhafte Entwicklung in der Landwirtschaft. Trotz außergewöhnlicher Leistungssteigerung sorgt sich die Mehrzahl der bäuerlichen Familien um ihre Zukunft. Das ist nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein zutiefst menschliches Problem für die betroffenen Bauern und ihre Familien. Die agrarpolitische Neuorientierung kann ohne die Solidarität der gesamten Gesellschaft aber nicht gelingen. Dies jedoch setzt voraus, daß der Maßstab der Agrarpolitik nicht das jeweilige Interesse einzelner Gruppen, sondern das Gemeinwohl ist. Eine wesentliche Voraussetzung muß auch eine Neuverteilung der Aufgaben zwischen europäischer und nationaler Politik und auf nationaler Ebene zwischen Bund und Ländern sein. Einen besonderen Akzent legt die Erklärung auf die landeskulturellen Leistungen der bäuerlichen Landwirtschaft, die seit Jahrhunderten eine besondere Kulturlandschaft geprägt hat. Die im öffentlichen Interesse erbrachten Leistungen sind bisher über den Preis für die Nahrungsmittel entgolten worden. Dies ist heute immer weniger möglich. Das ZdK fordert daher eine angemessene Honorierung der landeskulturellen Leistungen durch ein Bewirtschaftungsentgelt.

Das ZdK ruft die bäuerliche Bevölkerung auf, die neuen Aufgaben, die auch eine Erweiterung des Berufsbildes des Landwirts bedeuten, anzunehmen und als Chance zu nutzen. Bundes- und Länderregierungen werden aufgefordert, eine Politik der Neuorientierung zu

entwickeln und zu verwirklichen. Alle Bürgerinnen und Bürger werden darum gebeten, eine in dieser Sicht neue Politik solidarisch zu unterstützen.

Nach einer ausführlichen und gründlichen Diskussion wurde eine Erklärung des ZdK zum Thema „Eigenverantwortung und soziale Sicherheit im Alter“ verabschiedet. Die Einführung dazu erfolgte durch den Vorsitzenden der Sachkommission, Professor Dr. h. c. Josef Stingl. Er sagte unter anderem: In den letzten Jahren ist ein zunehmendes Interesse an Fragen der älteren Menschen und der älteren Generation festzustellen. An den Universitäten werden Lehrstühle für Gerontologie, also für Alterswissenschaften eingerichtet und ausgebaut. Universitäten und Bildungseinrichtungen umwerben ältere Menschen mit spezifischen Bildungsangeboten. Es werden Tendenzen erkennbar, die Interessen der älteren Generation durch Zusammenschlüsse in Verbänden, Alteneinrichtungen und Seniorenbeiräten zusammenzuführen und zu stärken. Es ist wichtig zu verdeutlichen, welche Werte wir gerade als Christen unseren Alten, ihren politischen Überlegungen und Forderungen zugrunde legen. Daher geht die Erklärung nicht von den Strukturveränderungen unserer Gesellschaft aus, sondern stellt das Bekenntnis zur Menschenwürde, zur Solidarität und Gerechtigkeit den politischen Überlegungen voran. Das ZdK will allen Menschen Mut machen, die Altersphase als Gewinn zu erleben. Es gilt dem Menschen in allen Lebensphasen Vertrauen in die Zukunft zu geben und die Gesellschaft so zu gestalten, daß er menschenwürdig alt werden und im Alter menschenwürdig leben kann. Es muß auch zu einer aktiven Lebensplanung im Hinblick auf das Alter ermuntert werden. Daher weist die Erklärung auch auf die *soziale Tragweite des Verzichtes auf Kinder hin*, der für *viele junge Menschen kurzfristig vorteilhaft* erscheint, *langfristig aber immer schärfere Folgen* zeigt. Wenn es um Gesellschaftsgestaltung geht, dann ist für uns die katholische Soziallehre die Richtschnur. Wir müssen auch verdeutlichen, daß wir aus unserem Glauben heraus bestimmte Anforderungen an die Ausgestaltung der Altenpolitik stellen müssen. Dies ist im übrigen auch ein gutes Stück Glaubensvermittlung. Die Erklärung fordert, den älteren Menschen, jeden einzelnen, als selbständige und verantwortlich handelnde Person zu achten.

Selbständige und eigenverantwortliche Lebensführung muß gefördert, die familiären Bindungen des älteren Menschen dürfen nicht beeinträchtigt und die Bereitschaft seiner Familie, der Verwandten und Nachbarn zu Hilfeleistungen für den älteren Menschen nicht gelähmt werden. Die schwerwiegenden Probleme sind lösbar. Sie sind aber nur dann lösbar, wenn alle Gruppen sich solidarisch beteiligen und zu Abstrichen an ihren Erwartungen bereit sind.

Zu den politischen Aufgaben der Altenpolitik führte Professor Stingl im einzelnen aus:

- Der Übergang von der Erwerbstätigkeit zur nachberuflichen Lebensphase ist ein besonderes Problem durch den starren und abrupten Abschluß. Hier sollte eine Flexibilisierung erfolgen, die der einzelnen Entscheidung mehr Raum gibt, z. B. durch stufenweise Verkürzung der wöchentlichen und täglichen Arbeitszeit und durch das Angebot von Teilzeitformen.

- Die Förderung der Familien- und Sozialbeziehungen ist erforderlich, weil eine Zunahme des Risikos der Vereinsamung des älteren Menschen zu befürchten ist. Aus diesem Grund sollte die Altenpolitik der Förderung der Familien- und Sozialbeziehungen der älteren Menschen verstärkte Aufmerksamkeit schenken.
- Zur Einkommenssicherung der älteren Generation hebt die Erklärung die große Bedeutung eines ausreichenden Alterseinkommens für die Eigenverantwortung und Selbständigkeit älterer Menschen hervor.
- Ein weiterer Schwerpunkt gilt der Gesundheitssicherung im Alter. In der Gesundheitssicherung sollte mit der Einrichtung spezieller geriatrischer Krankenhäuser und dem Ausbau ambulanter sozialer Dienste auf die besonderen Erfordernisse einer Gesundheitsfürsorge für ältere Menschen eingegangen werden.
- Zur Absicherung des Pflegerisikos ist eine gesetzliche Regelung erforderlich. Diese muß sich an folgenden Anforderungen orientieren:
 - *Ambulante Pflege* soll *Vorrang* vor *stationärer Pflege* haben.
 - Pflegende Familien bedürfen der Unterstützung durch ambulante Dienste und Kurzzeitpflegeeinrichtungen.
 - Die Fachkenntnisse der pflegenden Familienangehörigen sind zu verbessern.
 - Die Pflegezeiten sind analog zu den Erziehungszeiten als Versicherungszeiten in der Rentenversicherung anzurechnen.
 - Bei Heimpflege muß die Absicherung des Pflegerisikos zumindest die Pflegekosten abdecken. Die Finanzierung sollte über ein Leistungsgesetz des Bundes, unter Beteiligung der Länder und ggf. auch der Versicherungsträger erfolgen. Der Pflegebedürftige sollte sich im Rahmen seiner Möglichkeiten an den entstehenden Kosten beteiligen.

Nach einer ausführlichen und gründlichen Diskussion und der Abstimmung über viele vorgeschlagene Änderungen und Verbesserungen wurde die Erklärung einstimmig angenommen.

Die nächste Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken findet im Anschluß an die Studientagung im November 1988 in Bonn statt.

Frieden

Verteidigung für den Frieden

Gedanken und Überlegungen zur Heeresstruktur „2000“

Karl-Wilhelm Becker

Als Professor Dr. Rupert Scholz am 18. Mai 1988 die Nachfolge von Manfred Wörner als Bundesminister der Verteidigung in Bonn antrat, befand sich das NATO-Bündnis bereits in einem bedeutenden Umbruch. Der Vertrag mit der Sowjetunion über die Vernichtung aller atomaren Mittelstreckenwaffen stand in Washington und Moskau vor der Ratifizierung, und die zukünftige Strategie der NATO wurde in allen westlichen Staaten lebhaft diskutiert. Der ehemalige Bundesverteidigungsminister und neue NATO-Generalsekretär Manfred Wörner hat seinem Nachfolger eine Bundeswehr in der Neuordnung hinterlassen. Am 23. Februar 1988 billigte Wörner den Vorschlag des Inspektors des Heeres, Generalleutnant Henning von Ondarza, zur Heeresstruktur 2000, neben der Bewaffnung des „Jägers 90“ eins der bedeutendsten Vorhaben der Bundeswehr in den kommenden Jahrzehnten. Hierzu muß man zunächst feststellen, daß unsere Streitkräfte vor der Herausforderung stehen, trotz schwieriger Ressourcenprobleme ein ausgewogenes strukturelles Gesamtgefüge anzusteuern, das verteidigungsgerecht bleibt und technologische Chancen ebenso nutzt wie operative und taktische Innovationen und Möglichkeiten.

Für diese neue Struktur des Heeres war die Analyse der Entwicklung auf den Gebieten Bedrohung, Technologie, Sicherheitspolitik und Militärstrategie, Finanzen sowie Personal bestimmend. Nach der Planung wird der deutsche Bündnisbeitrag von 12 Divisionen auch in Zukunft gewährleistet. Dem Feldheer werden 3 Korps — I. Korps in Münster, II. in Ulm, III. in Koblenz — mit 12 Divisionen und 42 Brigaden unterstellt sein. Hierbei ist auch der deutsche Anteil an der gemeinsam deutsch-französischen Brigade berücksichtigt. Die Heimatschutzbrigaden des Territorialheeres werden künftige in den geplanten 15 teilaktiven Heimatschutzregimentern aufgehen. Diese Heeresstruktur soll die Lebensfähigkeit der Verbände verbessern. Die Präsenz der Heeresverbände wird teilweise verringert, wobei die Fähigkeit für eine rasche, wirksame und flexible Mobilmachung auch zukünftig sichergestellt werden muß. Feuerkraft und Sperrfähigkeit werden mit dieser Gliederung stärker genutzt und durch einen besseren Verbund von Aufklärung, Führung und Waffeneinsatz besser zur Wirkung gebracht. Durch luftbewegliche Großverbände soll die operative Flexibilität im Kampf gestärkt werden. Mit der Struktur 2000 wird — so die Hoffnung des Bundesministeriums der Verteidigung — letztlich ein Heer geschaffen, in dem stärker als in der Vergangenheit aktive Soldaten und Reservisten gemeinsam Schulter an Schulter bereits im Frieden für ihren Verteidigungsauftrag dienen und üben.

Ende dieses Jahres werden die Truppenversuche für die neue Heeresstruktur anlaufen. Dabei muß sich das Heer den neuen Anforderungen und Rahmenbedingungen zeitgerecht anpassen, um seinen Verteidigungsauftrag zu erfüllen. Jede neue Struktur ist Zukunftsgestaltung und Weiterentwicklung zur Aufrechterhaltung des Friedens in Europa.

Die erste Struktur des Heeres von 1956 bis 1959 war an der US-Army orientiert. Divisionen — Kampfgruppen — erhielten eine wahlweise an Lage und Gelände angepaßte Gliederung. Das Gefecht der verbundenen Waffen wurde auf der Divisionsebene koordiniert. Mit dem Ziel, Großverbände unterhalb der Division zum selbständigen Gefecht über mehrere Tage unter konventionellen als auch nuklearen Bedingungen zu befähigen, ging das Heer in seine zweite Struktur. In den Jahren 1959 bis 1970 entstanden Panzer- und Panzergrenadierbrigaden. Rationalisierungsmaßnahmen führten 1970 zur dritten Heeresstruktur — bis 1980. Feld- und Territorialheer wurden zusammengelegt und Heimatschutzkommandos aufgestellt. Jägerbrigaden wurden geschaffen und Panzerregimenter als operative Reserve der Korps bereitgehalten. Vor allem der Verbesserung von Kampfkraft und Führungsfähigkeit diente die Heeresstruktur 4. Zugleich war eine höhere Zahl der Führer und Ausbilder in den Einheiten beabsichtigt. Panzerabwehrhubschrauberregimenter wurden aufgestellt. Die Brigaden erhielten mehr, aber kleinere Verbände. Sie verfügen über 4 Kampfataillone mit kleineren Kompanien. Das vierte Bataillon wächst im Spannungsfall aus den anderen Verbänden und Einheiten der Brigade und aus Reservisten auf zur vollen Kampfkraft.

Bevor wir uns mit der neuen Heeresstruktur 200 befassen, müssen wir uns mit der derzeitigen Bedrohung in Europa auseinandersetzen und sie richtig analysieren. Hierbei geht es aber auch besonders um eine zukünftige konventionelle Rüstungskontrolle in Gesamt Europa vom Atlantik bis hin zum Ural. Nachdem der INF-Vertrag über die Beseitigung der atomaren Mittelstreckenflugkörper ratifiziert und in Moskau von Präsident Ronald Reagan und Generalsekretär Michail Gorbatschow unterzeichnet wurde — wobei die Ratifizierungsurkunden ausgetauscht wurden —, kommt einer Verringerung der konventionellen Streitkräfte in Europa sowie der Herstellung eines Gleichgewichts auf diesem Sektor eine Schlüsselfunktion für die weitere Entwicklung zu. „Gleichgewicht“ und „Beseitigung von Angriffsfähigkeit“ müssen die entscheidenden Ziele derartiger Verhandlungen sein. Beides ist die Voraussetzung für Stabilität und mehr Sicherheit in Europa. Ein Gleichgewicht bei den konventionellen Waffen in Europa ist aber auch die Voraussetzung für einen weiteren Abbau der Nuklearwaffen, z. B. der für die Lage in Deutschland so wichtigen Kurzstreckensysteme in Europa. Ein Erfolg dieser Verhandlungen wäre daher dringend zu wünschen. Hierbei darf jedoch nicht übersehen werden, daß Verhandlungen zur Reduzierung der konventionellen Rüstung vermutlich erheblich schwieriger sind als Verhandlungen zur Verminderung von Nuklearwaffen. Dies zeigt sich ganz besonders für den Beobachter bei den MBFR-Verhandlungen (Mutual Balanced Force Reductions) in Wien über beiderseitige ausgewogene Truppenreduzierung, die schon jahrelang auf der Stelle treten und bisher ohne Erfolgsaussichten sind.

Wir müssen immer wieder zu den Fakten zurückkehren. Hierfür ist der Streitkräftevergleich 1987 über die Militärpotentiale von NATO und Warschauer Pakt von besonderem Interesse, den die Bundesregierung am 12. Februar 1988 der Öffentlichkeit vorstellte. Aus ihm wird deutlich sichtbar, daß die Truppen des Warschauer Paktes — trotz Glasnost und Perestrojka — bis heute eine eindeutige Invasionsfähigkeit gegenüber Westeuropa behal-

ten haben. Dies zeigt, daß sich Sicherheitspolitik, Militärdoktrin und Militärstrategie auch unter dem „neuen Denken“ nicht oder nicht viel verändert haben. Hier könnte es in der UdSSR auch einen möglichen Streitpunkt zwischen den sowjetischen Generälen und Gorbatschow und seinen Reformern geben. Seine Abrüstungsinitiativen und sein Konzept des „neuen Denkens“ stimmen mit den bisher vorherrschenden hergebrachten sicherheitspolitischen Vorstellungen nicht zusammen. In den außenpolitischen Stellungnahmen Gorbatschows und seiner engeren Mitarbeiter waren bald nach dem April 1985 neue Elemente erkennbar: eine erhöhte Flexibilität bei der Umsetzung von Politik, eine Neueinschätzung sicherheitspolitischer Aufgaben im Atomzeitalter und Einführung einiger innovativer Ideen in der Außenpolitik. Stark hervorgehoben wurde die Existenz „globaler Probleme“, die nur durch weltweite Kooperation zu lösen seien. Einseitig sei Sicherheit in der heutigen Situation nicht mehr gewährleistet. Teil dieser Neuorientierung war auch eine neue Bewertung des Atomkrieges. Weit deutlicher als etwa Breschnew zeichnet Gorbatschow die Folgen eines weltweiten Atomwaffeneinsatzes — die nukleare Katastrophe und den Untergang der Zivilisation.

Hierbei wurde im Westen völlig übersehen, daß die Armee in all diesen Jahren weiter aufrüstete. Heute besitzt der Warschauer Pakt eine zahlenmäßige Überlegenheit bei den Hauptwaffenkategorien der Land- und Luftstreitkräfte, die sich bei präsentem, kampftscheidendem Großgerät in Mitteleuropa wie folgt darstellt:

Panzer 1:2,4; Artilleriegeschütze 1:1,3; Schützenpanzer 1:2,1; Kampfhubschrauber 1:2,4 und Kampfflugzeuge 1:1,6. Mit seinem Übergewicht kann der Warschauer Pakt in Angriffsschwerpunkten zeitlich und räumlich eine Überlegenheit aufbauen, die bei allen Waffen bei 6,1 und darüber liegen kann. In einem Ernstfall nach maximalem Kräfteaufwuchs verändert sich dieses Kräfteverhältnis auch nicht wesentlich.

So ist die derzeitige militärstrategische Lage in Europa in bezug auf die konventionellen Kräfte, die Kampfverbände und die einzelnen Hauptwaffen dadurch gekennzeichnet, daß eine eindeutige sowjetische Überlegenheit herrscht. Es ist festzustellen, daß mehr als vierzig Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges Europa der Raum ist, wo am meisten kurzfristig einsetzbare konventionelle Kräfte massiert sind. Eine Präzisierung drängt sich auf: Am meisten Kräfte werden im Raum nördlich der Alpenlinie — bis nach Norwegen hinauf — bereitgehalten. Der NATO stehen hier etwa 1,6 Millionen Soldaten des Warschauer Paktes gegenüber — bei etwa einer Million Mann eigener Truppen. Etwa 59 Divisionen der Warschauer Allianz — davon 36 sowjetische — stehen rund 27 Divisionen der NATO gegenüber. Es handelt sich beim Warschauer Pakt um fast 30 000 Kampfpanzer und mehr als 22 000 Artillerierohre. Bei der NATO geht es um 11 500 Kampfpanzer und rund 8 000 Artillerierohre. Das sind die rasch verfügbaren Waffen. Werden Verstärkungen zugeführt, wird also mobilisiert, dann kann der Warschauer Pakt innerhalb weniger Wochen mehr als 110 Divisionen ins Gefecht werfen; die NATO kaum mehr als 60. Dem Pakt stehen dann mehr als 45 000 Kampfpanzer zur Verfügung, der NATO knapp 20 000. Der Pakt verfügt dann über nahezu 40 000 Artillerierohre, die NATO über knapp 15 000.

Dazu kommen mehr als 1100 Kampfhubschrauber auf östlicher Seite, rund 900 bei der NATO. Bei der Luftwaffe sieht es a priori auch nicht viel besser aus.

Diese Kampfkraft übersteigt alles, was je zuvor im Frieden im strategisch empfindlichsten Abschnitt Europas bereitstand. Die Fähigkeit der Sowjets zum Angriff aus dem Stand — bei begrenztem Kräfteansatz — mit ihren konventionellen Waffen ist heute ausgeprägter als in der Vergangenheit. Im „Weißbuch 1985“ hielt die Bundesregierung fest, daß in diesem Fall „die Chance auf einen operativen Anfangserfolg angesichts der konventionellen Überlegenheit der Warschaupakt-Streitkräfte groß“ wäre. Die Ausrichtung der konventionellen Kräfte der Sowjetunion vor allem auf die Offensive, und zwar die schnelle und überraschende, ist von Doktrin, regelmäßiger Praxis bei Truppenübungen, Organisationen und Ausstattung der Verbände sowie von der logistischen Organisation her ganz einfach unbestreitbar. Und diese „Angriffskapazität“ ist seit Ende der sechziger Jahre konsequent verbessert und ausgebaut worden. Nichts Vergleichbares geschah bei der NATO, was immer angesichts des Air-Land-Battle-Konzepts der amerikanischen Armee in letzter Zeit von europäischen Kritikern uns allen suggeriert wurde. Leider übersah man hierbei völlig die immer größer werdende sowjetische konventionelle Aufrüstung. Diese Angriffskapazität gefährdet in der Tat den Frieden. Sie läßt sich schon allein in Anbetracht des Wesens des NATO-Bündnisses nicht rechtfertigen. Einen Automatismus der Unterstellung der Kontingente der Mitgliedstaaten unter NATO-Befehl — die Bundesrepublik ausgenommen — sieht der Vertrag vom 4. April 1949 nicht vor. Jedes Mitglied behält sich den Entscheid vor, wie es im Konfliktfall seine Bündnispflicht erfüllen will. Darüber hinaus offenbart jeder nüchterne Blick auf die europäische politische Realität, daß die Vorstellungen eines Überfalls der NATO auf Osteuropa haltlos und töricht sind. Das von bestimmter Seite gerne bemühte historisch erklärte Sicherheitsbedürfnis in Ehren; es ist aber unerträglich, wenn es nur durch dauerhafte Besetzung Osteuropas und die Aufrechterhaltung überdimensionaler militärischer Kräfte befriedigt werden kann.

Zu Recht wird heute die Forderung erhoben, daß künftige Fortschritte bei der Rüstungskontrolle im nuklearen Bereich von ins Gewicht fallenden sowjetischen Abstrichen an der konventionellen Angriffsfähigkeit abhängig gemacht werden sollen. Die bei den Mittelstreckenwaffen erreichte Null-Lösung weist insofern den Weg, als sie nicht allein höherer Einsicht der sowjetischen Führung zugeschrieben werden kann. Wäre die Nachrüstung der NATO nicht in erheblichem Umfang vollzogen gewesen, ist kaum anzunehmen, daß die Sowjetunion zu weitgehenden Konzessionen bereit gewesen wäre. Das bedeutet aber auch, daß jetzt die konventionelle Verteidigungsfähigkeit Europas weiterhin verbessert werden sollte.

Hierzu soll auch die neue Heeresstruktur 2000 beitragen. Die konventionellen Streitkräfte der NATO in und für Europa erhalten einen zunehmenden Stellenwert, auch wenn der Verbund aller Elemente der Triade gewahrt werden muß. Die Kräfte unseres Feldheeres müssen auch in Zukunft im engen Zusammenwirken mit den verbündeten Landstreitkräften die zugewiesenen Verteidigungsräume mit einer Breite von rund 420 Kilometer vorn und weitgehend selbständig behaupten. Das Territorialheer hat alle in der Bundesrepublik

eingesetzten NATO-Streitkräfte — einschließlich WHNS für die US-Streitkräfte — zu unterstützen und entscheidend dazu beizutragen, ihre Operationsfreiheit zu gewährleisten. Wesentlich wird es darauf ankommen zu verhindern, daß der Gegner seine Planung in die Tat umsetzen und damit seine Überlegenheit zum Tragen bringen kann. Feuer in die Tiefe seiner Angriffsstaffeln und Sperren müssen ihn behindern und schwächen. Das Zusammenwirken von beweglichen, mechanisierten Kräften und infantristischen Verbänden zum Halten wichtiger Geländeabschnitte gewinnt dabei größere Bedeutung. Das „klassische“ zweidimensionale Gefechtsfeld wird um die 3. Dimension — den gefechtsfeldnahen Luftraum — erweitert werden. Luftbewegliche Truppen können dazu beitragen, eine numerische Unterlegenheit durch rasche, weiträumige Schwerpunktbildung und -verlagerung auszugleichen. Hierbei muß beachtet werden, daß das verfügbare Aufkommen wehrdienstfähiger Männer in der Bundesrepublik im Jahre 1995 auf einen Tiefstand von 150000 sinken wird und im Jahre 2004 auch nur bei 160000 Männern liegt. Ebenso wird der verfügbare Reservistenbestand rückläufig sein. Nach heutigen Kriterien wird er von 2,2 Millionen auf etwa 1,6 Millionen im Jahre 1995 zurückgehen. Der Anteil aktiver Soldaten des Heeres am Friedensumfang muß bis 1995 um rund 17400 auf etwa 318000 Mann reduziert werden. Dies entspricht der Personalstärke einer heutigen Panzergrenadierdivision. Die Zahl der Wehrübungsplätze muß beträchtlich steigen. Nahezu doppelt so viele Reservisten wie heute werden jährlich im Heer üben. Damit soll der Verteidigungsumfang des Heeres bei unverändert 1,1 Millionen Soldaten erhalten bleiben. Die neue Struktur des Heeres hat eine größere Führerdichte zum Ziel. Sie soll Überforderung der Offiziere und Unteroffiziere sowie eine Unterforderung leistungswilliger Wehrpflichtiger vermeiden, die Lebensfähigkeit der Kompanien oder Batterien erhöhen und die Attraktivität des Dienstes im Heer verbessern helfen.

Das Ziel der Heeresstruktur 2000 ist es, jeder Kompanie der Panzer- und Panzergrenadiertruppe (und der restlichen Kampftruppen) sowie bei den Pinonieren und der Artillerie und den anderen Kampfunterstützungstruppen einen zusätzlichen 3. Offizier zuzuweisen. Der Schüleretat für Offiziere und Offiziersanwärter wird so aufgestockt, daß diese für die gesamte Dauer ihrer Ausbildung auf speziell dafür vorgesehenen Stellen geführt werden können und nicht mehr — wie gegenwärtig noch — eine Stelle in einer Einheit besetzen, ohne jedoch für den täglichen Dienst verfügbar zu sein. Stellenanhebungen — Feldwebel — sollen die Chance bieten und zugleich Anreiz sein, Menschenführung und handwerkliches Können z. B. von Panzerkommandanten und Geschützführern zu verbessern. Die aufgetretenen Fehler der Heeresstruktur 4 sollen korrigiert werden. Ein zusätzlicher Versorgungsfeldwebel — dessen Aufgaben denen des früheren Schirrmeisters entsprechen — auf Einheitsebene und ein weiterer Feldwebel für die Wartungsgruppen der Bataillone werden die Materialerhaltung deutlich verbessern und so zu niedrigen Betriebskosten ebenso führen wie — auf einem wichtigen Spezialgebiet — die geplante Einführung eines Truppenfernmeldeunteroffiziers in den Einheiten. Weitere Verbesserung in der Menschenführung sollen jene vorgesehenen zusätzlichen Feldwebel in den Kompanien und Batterien bewirken, die als stellvertretende Zugführer in ständigem, unmittelbarem Kontakt zu den jungen Soldaten stehen.

Alle Einheiten des Heeres sollen zu Beginn eines Ausbildungsjahrganges etwa 15 Prozent mehr Rekruten erhalten, als die eigentlich vorgesehene Mannschaftsstärke ausmacht. So soll die Kompanie bzw. Batterie bis zum Ende des Grundwehrdienstes ihrer Wehrpflichtigen genügend Personal behalten — „Schwundausgleich“ — um eine fordernde Gemeinschaftsausbildung durchführen zu können. Ferner können so genügend Grundwehrdienstleistende zum Reserveunteroffizier ausgebildet werden. Das Heer braucht zukünftig mehr Reserveunteroffiziere als heute vorhanden sind.

Die vorstehend dargestellten Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensfähigkeit werden auch zu mehr Attraktivität des Dienstes im Heer beitragen. Die ab 1. Juli 1988 wirksam gewordene Weiterverpflichtungsprämie soll einen Anreiz schaffen, sich für längere Zeit — 4 Jahre und mehr — zum Dienst im Heer zu entscheiden. Einen ähnlichen Anreiz könnte eine — allerdings bisher nicht realisierte — Erstverpflichtungsprämie darstellen. Neben finanziellen Maßnahmen sollen das Ausbildungs- und Fortbildungsangebot erweitert und so die Chancen für eine zivilberuflich höhere Qualifikation bei Dienstende eröffnet werden. Auch die Personallage des Territorialheeres muß verbessert werden. Die Verlagerung von etwa 3000 qualifizierten Dienstposten vom Feld- zum Territorialheer sollen seinen Präsenzgrad — heute bei 7 Prozent — in wichtigen Bereichen heben. Die gegenwärtig nur als Geräteeinheit vorhandenen Heimatschutzregimenter werden teilaktiviert. Damit wird die Grundlage für einen bedarfsgerechten Aufwuchs von Reservisten geschaffen — vor allem bei der Jägertruppe. Die bewährte Kommandostruktur des Heeres wird beibehalten.

Den 3 Korps des Feldheeres mit seinen 12 Divisionen werden künftig Brigaden unterstellt sein, die nach Art, Umfang und Präsenz unterschiedlich sind und ihrem jeweiligen Auftrag in ihrem vorgesehenen Einsatzraum entsprechend zugeschnitten sind. Das Territorialheer wird auch zukünftig in Territorial-, Wehrbereichs-, Verteidigungsbezirks- und Verteidigungskreis-kommandos gegliedert sein. Diese aufgaben- und einsatzorientierte Gliederung wird das Heer nach Zusammensetzung, Präsenz und Materialausstattung seiner Truppen noch stärker als bisher am Verteidigungsauftrag ausrichten. Die Zahl an Verbänden, die im Mobilmachungsfall schnell aufwachsen müssen, wird zunehmen. Die wesentlichen Änderungen, die eingeführt werden, sind die Zusammenfassung der luftbeweglichen Kräfte in luftbeweglichen Großverbänden — je eine Division für I. und II. Korps sowie eine Brigade für III. Korps; das Aufgehen der Heimatschutzbrigaden in teilaktiven Heimatschutzregimentern; Unterschiede in der Präsenz der Brigaden zwischen 70 und 50 Prozent; Einbeziehen der Reservisten als wesentliche Träger der Einsatzfähigkeit ihrer Verbände und die Verbesserung der Aufwuchsfähigkeit durch neue Organisationsformen.

Ferner müssen die Korps- und Divisionstruppen angepaßt werden. Sie sind nicht in allen Großverbänden einheitlich. Die Kampf- und Aufklärungsdrohnenregimenter dienen dem operativen Feuerkampf ebenso wie je 1 MLRS-(Multiple Launch Rocket System-)Batterie pro Korps für den schnellen Sperreinsatz bis zu 40 Kilometer in der Tiefe. Die beiden luftbeweglichen Divisionen enthalten neben den Transporthubschraubern der Korps jeweils eine PAH-(Panzer Abwehr Hubschrauber-)Brigade und eine Luftlandebrigade.

Die Brigaden werden zukünftig maßgeschneidert sein. Jede Brigade besitzt ihre eigenen Aufklärungs-, Führungs- und Versorgungselemente sowie ein Artilleriebataillon zur Feuerunterstützung. Folgende Brigaden sind vorgesehen: 16 Panzerbrigaden zu je 2 Panzergrenadier- und je 2 Panzerbataillonen (Leopard 2) für das beweglich geführte Gefecht in allen Gefechtsarten und einen ausgewogenen Panzergrenadieranteil. Dadurch wird die derzeitige Panzergrenadierschwäche abgebaut. 12 Panzergrenadierbrigaden zu je 2 Panzergrenadier- und je 2 Panzerbataillonen (Leopard 1). 5 Grenadierbrigaden zu je 4 Grenadierbataillonen mit jeweils eingegliederten Leopard-1-Panzern zur beweglichen Panzerabwehr und je ein Pionierbataillon. Die eine Gebirgsjägerbrigade ist wie eine Grenadierbrigade gegliedert. Ihre Leopard-1-Panzer werden jedoch in einem Panzerbataillon zusammengefaßt. Für das I. und II. Korps sind 2 Sicherungsbrigaden vorgesehen, mit Jägerbataillonen zum Raum- und Objektschutz. Das III. Korps erhält ein Sicherungsregiment zugeteilt.

Die 5 luftbeweglichen Brigaden bilden die operative Reserve, vor allem nach der Indienststellung des Hubschraubers PAH-2. Sie bilden einen Einsatzverbund von PAH, BSH-Begleitschutz-Hubschraubern und MTH — Mittlerer-Transport-Hubschraubern (MTH). Sie verfügen über Fallschirmjägerbataillone mit unterschiedlicher, auftragsbezogener Gliederung. Letztlich ist auch der deutsche Anteil an der gemeinsamen deutsch-französischen Brigade hinzuzurechnen, wie bereits erwähnt. Zur schnellen Einsatzbereitschaft der eingeschränkt präsenten Brigaden soll auch das sogenannte Teilungsprinzip beitragen. Es sieht vor, daß in einer Brigade von 2 gleichartigen Kampfbataillonen, wie zum Beispiel 2 Panzerbataillonen, nur eines präsent ist („Stamm-bataillon“), während das andere („Aufwuchs-bataillon“) lediglich einen Anteil aktives Kern-(„Kader“-)personal umfaßt. Im Falle einer Mobilmachung wird das Personal des aktiven Bataillons auf beide Kampfbataillone aufgeteilt. Die höhere Führerdichte ist eine wesentliche Voraussetzung, damit Reservisten zügig in diese Verbände eingegliedert werden können. Jeder Reservist gehört zu seinem Truppenteil. Daher kommt der Ausbildung und Betreuung der Reservisten künftig eine sehr hohe Bedeutung zu und die man nicht unterschätzen sollte, wie dies ab und zu bei der aktiven Truppe heute zu finden ist.

Mit der Struktur 2000 zieht das Heer die notwendigen Konsequenzen aus den sich ändernden Rahmenbedingungen. Seine Präsenz wird vermindert, die Mobilmachungsabhängigkeit nimmt zu. Die Truppenteile werden stärker für ihren Einsatzauftrag in ihrem jeweiligen Einsatzraum gegliedert und ausgerüstet. Ihre flexible Verwendung an anderer Stelle wird dadurch beeinträchtigt. Diese Einbußen sind — so das Verteidigungsministerium — kalkulierbar. Sie schaffen auf der anderen Seite für den Friedensbetrieb des Heeres die Voraussetzungen für die Attraktivität des Dienstes, die Lebensfähigkeit der Einheiten sowie die Aufwuchsfähigkeit und die Reaktionsfähigkeit in Krisen. In der Struktur 2000 will das deutsche Heer auch in der Zukunft seinen Beitrag für die Verteidigungsbereitschaft der NATO in Mitteleuropa leisten und mit dazu beitragen, auch weiterhin den Frieden in Freiheit zu erhalten.

Von grundsätzlicher Bedeutung gerade bei dieser neuen Heeresstruktur 2000 ist der Faktor Mensch. Sowohl als aktiver Soldat als auch als Reservist ist hierbei der Staatsbürger in

Uniform ganz besonders gefordert. Im konventionellen Kampf spielt er eine sehr entscheidende Rolle. Hierbei sollten wir auch aus der Geschichte lernen.

Im Rückblick auf die am 4. September 1914 befohlene und am 6. September begonnene Kehrtwendung und Gegenoffensive der französischen Armee und des britischen Expeditionsverbandes, die als Marneschlacht in die Geschichte eingegangen ist, bemerkte der um den Sieg gebrachte Oberbefehlshaber der Ersten deutschen Armee, Generaloberst von Kluck: „Daß Männer sich an Ort und Stelle töten lassen, ist eine wohlbekannte Tatsache, mit welcher jeder Schlachtplan rechnet. Doch daß Männer, die während 10 Tagen auf dem Rückzug waren, auf dem Boden schliefen, halb tot vor Müdigkeit, fähig sein würden, ihre Waffen zu ergreifen und beim Trompetensignal anzugreifen, ist etwas, womit wir nie gerechnet hatten. Es war eine Möglichkeit, die in unserer Kriegsakademie nicht untersucht wurde.“ Das Unwägbare, das konventionelle Auseinandersetzungen entscheidend kennzeichnet, ist letztlich in dem begründet, was in den Worten von Klucks zum Ausdruck kommt: dem auch heute noch unverändert maßgebenden Einfluß von Menschen, einzelnen wie vielen, Führern wie Ausführenden. Der Ausbildungsstand der Verbände, der Wille der Truppe sowie die Überzeugungskraft und das Können der Führer aller Stufen sind im konventionellen Kampf wichtig, zumeist ebenso wichtig und gelegentlich noch wichtiger als Qualität und Zahl der ihnen zur Verfügung stehenden Waffen und Geräte. In die gleiche Richtung weist ein Moltke zugeschriebener Satz: „In dem Offizier vor der Front, in dem Hauptmann und dem Rittmeister, auf den alle Blicke gerichtet sind, liegt die Kraft der Armee.“ Wäre dem nicht so, gäbe es nicht den im voraus schwer einschätzbaren psychologischen oder moralischen Faktor, so müßte unverständlich bleiben, wie es der israelischen Armee am 6. und 7. Oktober 1973 mit 2 Brigaden und 177 Panzern auf dem Golan gelungen ist, dem Beschuß von über 100 Batterien Artillerie und dem Stoß von zweimal 400 Kampfpanzern des syrischen Angreifers so standzuhalten, daß die eilig mobilisierten Verstärkungen in den folgenden Tagen das Blatt auf den Golan-Höhen zu wenden vermochten.

Hier ist auch der grundlegende Unterschied zwischen der konventionellen und der nuklearen Kriegführung. Versteht man Nuklearkriege als — mehr oder weniger umfassenden, mehr oder weniger kontrollierten — Schlagabtausch zwischen nuklear gerüsteten Widersachern, so springt ins Auge, daß in dessen Ausführung dem moralischen Faktor und dem Faktor „Können“ eine viel geringere Bedeutung zukommt, schon allein deshalb, weil, gemessen an der erzielten Wirkung, sehr viel weniger Menschen zum Einsatz kommen. Funktionieren die Lenkwaffen und die atomaren Ladungen, weil sie richtig konstruiert wurden, und funktionieren die entsprechenden Informations- und Führungssysteme („Command, Control and Communication“), so tritt die angestrebte Wirkung mit größter Sicherheit ein. Menschen haben gewiß immer noch ihre Hand im Spiel, aber, nimmt man die Verantwortlichen aus, die den Entscheid zu fällen haben, in der Art von Technikern, die eine Reihe eingübter, überblickbarer und gleichbleibender Handlungen zu vollziehen haben. Und wie gesagt, es sind viel weniger Menschen erforderlich. Das gilt unter den heutigen Bedingungen auch dann, wenn Nuklearwaffen mit bemannten Trägern, also

Bombern, eingesetzt werden, vor allem, wenn dies mittels Luft-Boden-Lenk Waffen und Marschflugkörpern geschieht.

Der konventionelle Krieg ist jedoch unberechenbar. Seine Ungewißheit ist heute nicht entscheidend anders als vor hundert Jahren. Moltke sprach vom „Nebel der Ungewißheit, der oft über den Kampfstätten liege“. Diese Ungewißheit haben technische Fortschritte und Aufklärung, Gefechtsfeldbeobachtung und Übermittlung wohl erheblich vermindert, jedoch keineswegs beseitigt. Noch ausgeprägter gilt das nun für den die Dimensionen des herkömmlichen Schlachtfeldes sprengenden Operations- oder strategischen Raum, also etwa für Europa oder Europa Mitte. Der zahlenmäßige, selbst der meßbare qualitative Aspekte einbeziehende Kräftevergleich deckt nur einen Teil der Wahrheit auf. Das Londoner International Institute for Strategie Studies leitete in der „Military Balance“ 1985/86 das Kapitel über das Kräfteverhältnis zwischen Ost und West in Europa wie folgt ein: „Die Beurteilung des konventionellen Kräfteverhältnisses zwischen der NATO und dem Warschupakt unter Verwendung von Vergleichen zwischen Mannschaftsstärken, kombattanten Einheiten oder Ausrüstungen enthält eine recht große Unsicherheitsmarge. Es gibt eine Reihe von Charakteristika, die zuverlässig einzuschätzen fast unmöglich ist; die Qualität von Verbänden und Ausrüstungen, geographische Vorteile, Doktrin. . . Moral, Können der Führung, taktische Initiative, das Wetter. . . Form und Ausmaß irgendwelcher Feindseligkeiten, deren Dauer, Führung und Resultate kann man nicht voraussagen.“

Hiermit wird zweierlei deutlich gemacht: die Schwierigkeiten, die es mit dem Blick auf den konventionellen Krieg bereitet, die eigenen wie auch die Chancen des Gegners zuverlässig einzuschätzen, die Schwierigkeiten auch, das Risiko genauer zu bestimmen, das man mit der Auslösung bewaffneter Auseinandersetzungen auf sich nimmt, und im weiteren die viel weniger zuverlässige Wirkung der mit konventionellen Mitteln allein erreichbaren Abschreckung bzw. Kriegsverhinderung. Diese Einschätzung bedeutet jedoch nicht, daß ganz erhebliches Ungleichgewicht auch berechenbare Aspekte enthält, die qualitativ und quantitativ meßbar sind. Jedem Soldaten, der im letzten Krieg ab 1942/43 an der Ostfront und ab 1944 an der Westfront kämpfte, hat die eindrucksvollen Folgen einer derartigen feindlichen Überlegenheit bzw. der eigenen Unterlegenheit nachdrücklich vorgeführt bekommen und diese bis heute nicht vergessen. Da hilft weder Mut noch Führungskunst. Die Bundeswehr muß deshalb die voraussehbaren Folgen einer derartigen Überlegenheit an schweren Waffen des Warschauer Paktes in ihren Planungen berücksichtigen. Sie muß sich an der Realität des Ostens und nicht am westlichen Wunschdenken orientieren.

Besonders auffällig — und im Westen viel zu wenig beachtet — ist die gewaltige Steigerung der sowjetischen Panzerwaffe. Bei den sowjetischen Streitkräften, die in der Deutschen Demokratischen Republik stationiert sind, werden seit 1984 jene Verbände, die bisher noch mit dem T-62 versehen waren, nun mit dem neuesten und modernsten Kampfpanzer T-80 ausgerüstet. Darüber hinaus wurde einem Großteil der sowjetischen und verbündeten osteuropäischen Streitkräfte der T-72 zugeführt. Diese Neuzuführung von Kampfpanzern — die eine erhebliche Verbesserung der Angriffskraft des Warschauer Paktes bedeu-

tet — macht die Panzerwaffe des Ostens beweglicher und steigert ihren Panzerschutz und ihre Treffersicherheit. Gemeinsame Vorgaben waren hierzu die Beibehaltung des Schutzfaktors durch extrem flache und kleine Dimensionierung, Einführung eines Rollenlaufwerkes mit besserem Dämpfungsvermögen sowie Steigerung der bisher erzielten Feuerkraft. Leider haben die westlichen Medien bisher nur über den propagandistischen wirksamen Abzug von Truppen aus der DDR berichtet, dabei aber völlig „übersehen“, daß — trotz Glasnost und Perestrojka — immer mehr neue und schwerere konventionelle Waffen zugeführt werden. Angesichts des oft wiederholten sowjetischen Vorschlags, nicht nur die atomaren Waffen etappenweise abzubauen, sondern auch im Bereich der konventionellen Rüstung eine Verminderung „zwischen Atlantik und Ural“ zu erreichen, darf nicht übersehen werden, daß hierzu bereits seit 15 Jahren bei den Truppenabbaugesprächen in Wien eine sehr gute Gelegenheit gegeben war, die aber — leider — bis heute vom Warschauer Pakt nicht genutzt wurde. NATO und Warschauer Pakt verhandeln seit 1973 in Wien — 11 Teilnehmer und acht Staaten mit einem Sonderstatus — über einen gegenseitigen und ausgewogenen Truppenabbau (MBFR — Mutual Balanced Force Reduction) in Mitteleuropa (Abrüstungsgebiet: Bundesrepublik Deutschland, Benelux-Staaten, Deutsche Demokratische Republik, Polen und Tschechoslowakei). Diese Verhandlungen waren leider bisher völlig ergebnislos. Nach sowjetischen Vorstellungen soll nun eine Erweiterung des Rahmens auf alle 35 Mitgliedstaaten der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa — KSZE — erfolgen. Dieser Vorschlag kam zuerst vom sowjetischen Parteichef Gorbatschow. Er hatte am 10. April 1986 angeregt, gleichzeitig mit der Genfer Abrüstungskonferenz über die Mittelstreckenraketen auch über einen Abbau des konventionellen Militärpotentials in Europa zu verhandeln. Die NATO-Staaten haben dann drei Monate später diesen Vorschlag angenommen, weil auch hier der Wunsch besteht, Verhandlungen nicht nur auf die Mittelstreckenraketen zu beschränken.

Man darf hierbei nicht vergessen — wie dies manchmal geschieht —, daß die ursprünglichen Überlegungen eines ausgewogenen Truppenabzugs in Mitteleuropa von der NATO stammen, die in den sechziger Jahren aufkamen und im Jahre 1973 nach langwierigen Verhandlungen zu Gesprächen in Wien führten. Das von der NATO angestrebte Ziel, eine Truppenreduzierung auf beiden Seiten auf einen Stand von vorerst 900 000 und später 700 000 Mann zu erzielen, ist auch heute noch bei den MBFR-Verhandlungen unrealisierbar. Bei den Wiener Verhandlungen gibt es grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten: bei der Stärke der in Mitteleuropa stationierten Warschauer-Pakt-Truppen — wobei die NATO nach den vorhandenen Unterlagen davon ausgehen muß, daß der Osten etwa 230 000 Soldaten mehr stationiert hat, als er offiziell zugibt — und bei der Frage, wie ein angemessenes Verifizierungssystem auszusehen hat. Auch nach einem Kompromißvorschlag der NATO, wonach man vorerst auf eine Stärkefeststellung verzichten wollte, kam es zu keiner Einigung.

Die USA neigen nach wie vor zu Verhandlungen zwischen den beiden Paktsystemen in dieser Frage und sind nicht gewillt, die so lange geführten MBFR-Gespräche frühzeitig „zu begraben“. Man erinnert daran, daß es schon bisher unmöglich gewesen ist, allein einen

Kompromiß in der leidigen Zahlenfrage zu finden. Es sei nicht schwer vorzustellen, welche Schwierigkeiten in dem Augenblick aufkämen, sobald man über das konventionelle Kräfteverhältnis „zwischen Atlantik und Ural“ zu verhandeln beginne. Hier werde es nicht nur um das Zählen von Truppenstärke gehen, sondern um die gesamte konventionelle Bewaffnung. Damit werde eine Aufgabe entstehen, deren ernsthafte Bewältigung — sofern man nicht auf Propaganda aus wäre — viele Jahre dauern werde, meint man in diplomatischen Kreisen. Für hohe politische Beamte der NATO steht außer Zweifel, daß die Klärung dieser Themen an Existenzfragen des NATO-Bündnisses rührt: der Nachteil im Bereich der konventionellen Rüstung gegenüber dem Osten sei auch nach den neuesten Erkenntnissen zu eklatant.

Die Vorteile beim Großgerät — allein in Mitteleuropa — für den Warschauer Pakt ist vorstehend schon aufgezeigt worden. Neben dem materiellen Übergewicht gibt es aber auch andere günstige Bedingungen für den Ostblock, die in ein Konzept der konventionellen Abrüstung einzubauen sind: den geostrategischen Vorteil und den noch augenblicklich vorhandenen Mangel an Offenheit in militärischen Fragen im Ost-System — einen Mangel, den es bei der Perestrojka und ganz besonders bei Glasnost — Offenheit — nicht mehr geben sollte. Man darf bei derartigen Überlegungen nicht vergessen, daß das NATO-Gebiet durch den Atlantik getrennt ist und in Europa wenig Tiefe und weit auseinanderliegende Flanken besitzt. Der Warschauer Pakt hat dagegen den Vorteil kurzer Verbindungs-, Nachschub- und Führungswege in Osteuropa. Durch das geschlossene Ost-System könnten mögliche Kriegsvorbereitungen fast kaum oder erst relativ spät erkannt werden. Deshalb legten die Außenminister der NATO-Staaten im Frühjahr 1986 fest: „Es ist unser Ziel, Stabilität und Sicherheit in ganz Europa durch mehr Offenheit und die Herstellung eines nachprüfbaren, umfassenden und stabilen Gleichgewichts konventioneller Streitkräfte auf niedrigem Niveau zu stärken.“ Dieses Ziel wird aber schwer zu erreichen sein, weil alle bisherigen öffentlichen Erklärungen der UdSSR die These aufstellen, daß zwischen NATO und Warschauer Pakt schon jetzt ein Gleichgewicht an konventionellen Waffen besteht.

Mit großer Sorge vernimmt man zur Zeit bei der NATO in Brüssel Berichte aus Washington, nach denen im amerikanischen Kongreß die Zahl derjenigen Abgeordneten wachse, die sich für einen weitgehenden Abzug amerikanischer Truppen aus Europa bereits vor einem Verhandlungsergebnis bei den konventionellen Streitkräften aussprechen. Damit wird eine einseitige Vorleistung gebracht ohne eine Aussicht auf eine äquivalente Gegenleistung. Das jetzige Kräftegleichgewicht würde damit nur noch vergrößert. Vor derartigen Vorschlägen — die auch in der Bundesrepublik diskutiert werden — kann man nur im Interesse des Friedens in Europa warnen.

Der ehemalige NATO-Oberbefehlshaber in Europa — General Bernhard W. Rogers — hat sehr deutlich vor einer Verringerung der amerikanischen Truppen in Europa gewarnt. Er nannte Forderungen nach einer Verringerung der Truppen eine „wirtschaftliche Bankrott-Idee“ und erklärte, daß die konventionelle Stärke der NATO zur Zeit nicht für eine „glaubwürdige Abschreckung“ ausreichend sei. Auch bei einer vernünftigen konventio-

nellen Stärke sei jedoch eine Abwehr eines konventionellen Krieges ohne Drohung mit Atomwaffen unmöglich.

Die Bundeswehr und ganz besonders das Heer wollen mit ihrer neuen Planung für das Jahr 2000 mit dazu beitragen, daß die Verteidigung Europas mit konventionellen Waffen auch in der Zukunft erhalten bleibt. Die Kampfkraft der Bundeswehr und auch die des Heeres kann jedoch nicht aufrechterhalten werden, wenn die Bundesregierung den Finanzrahmen für die Streitkräfte nicht ausweitet, also nicht mehr Geld zur Verfügung stellt. Darauf hat der heutige NATO-Generalsekretär und frühere Bundesverteidigungsminister Manfred Wörner am 11. April 1988 in Hamburg vor dem Forum „Bundeswehr und Gesellschaft“ hingewiesen. Wörner gab in seinem Bericht darüber Auskunft, was sich während seiner in den nächsten Wochen endenden sechsjährigen Amtszeit als Verteidigungsminister in der Bundeswehr ereignet hat, und ging dann auf die Erfordernisse der Bundeswehr in der absehbaren Zukunft ein. Er nahm zu den sicherheitspolitischen Bedürfnissen der NATO sowie gegenüber der Sowjetunion offene Stellung. Er vertrat den Standpunkt, daß eine Vereinbarung mit der Sowjetunion über eine Verringerung der atomaren Kurzstreckenwaffen erst dann in Frage kommen könne, wenn die Sowjetunion zuvor die Beseitigung ihrer konventionellen Offensivfähigkeit zugestanden habe. Andererseits lehnte er die Forderung westlicher Partner, in der Bundesrepublik eine atomare „Brandmauer“ oder „Feuerschneise“ aus einer vergrößerten Zahl von atomaren Kurzstreckenwaffen zu schaffen, entschieden ab. Er sprach sich für eine Neustrukturierung der nach der Null-Lösung in Europa verbleibenden Atomwaffen aus und fügte hinzu, deutsches Interesse sei es, die Zahl der atomaren Kurzstreckenwaffen zu verringern und die Zahl weitreichender Atomwaffen zu vergrößern, um die für die Kriegsverhinderung unverzichtbare Abschreckung glaubwürdig zu erhalten. Das Festhalten des NATO-Bündnisses an der Strategie der flexiblen Antwort bezeichnete er als unverzichtbar. In verdeckter Form kritisierte Wörner die Entwicklung, die in der NATO im Zeichen von Abrüstung und Entspannungspolitik stattgefunden hat. Er stellte fest, es sei notwendig zu den Prinzipien des „Harmel-Berichts“ zurückzukehren. Ihn hatte die NATO im Jahre 1967 verabschiedet und zur Grundlage ihrer Bündnispolitik gemacht. Die Verteidigungsfähigkeit müsse, so wie im Harmel-Bericht gefordert, „wieder zum Standbein“ der Bündnispolitik werden. Er rief die NATO dazu auf, die Sicherung ihrer Verteidigungsfähigkeit als Voraussetzung glaubwürdiger Abschreckung und Friedenssicherung zum vorrangigen Ziel ihres Handelns — vor den Bemühungen um Rüstungskontrolle und Abrüstung — zu machen. Auf eine Erhöhung der konventionellen Verteidigungslasten der Europäer — so Wörner — könne nicht verzichtet werden. Dies sei auch nötig, um die Anwesenheit erheblicher amerikanischer Streitkräfte in Europa zu gewährleisten. Ohne die amerikanische Präsenz — konventionell wie nuklear —, ohne den Schutz der amerikanischen Atomwaffen und die Sicherung des Eskalationsverbundes im Konfliktfalle sei die Sicherheit der westeuropäischen Verbündeten, insbesondere der Bundesrepublik Deutschland, nicht zu gewährleisten. Der damals noch amtierende Verteidigungsminister führte im Zusammenhang mit den Bemühungen der NATO um ein Gesamtkonzept für Abrüstungsverhand-

lungen zwischen Atlantik und Ural einige Prinzipien an, die die Bundesregierung und die NATO beachten sollten. Vor allem müsse darauf geachtet werden, daß die Gleichwertigkeit der Sicherheitsbedürfnisse Westeuropas mit denen Ost-Europas und die „strategische Einheit des atlantischen Bündnisgebietes“ berücksichtigt würden. Deshalb dürfe die NATO keine „wesentlichen Verteidigungspositionen einseitig aufgeben oder zur Disposition einer Verhandlung stellen“. In den Verhandlungen mit der UdSSR müsse es darum gehen festzustellen, ob sie zu einer grundlegenden Änderung ihrer außen- und militärpolitischen Option, nämlich der Fähigkeit zur militärischen Offensive in Europa, bereit sei. Erste sowjetische Äußerungen sprächen hierbei für lange Verhandlungen. Es scheine, als sei „die Sowjetunion zu einer stark asymmetrischen Reduzierung gegenwärtig nicht bereit“, sagte Dr. Wörner. Der Appell des Warschauer Paktes vom 30. März dieses Jahres enthalte neben positiven auch gefährliche Elemente, denn seine Hauptstoßrichtung sei gegen die nukleare Abschreckung der NATO, der Basis ihrer Sicherheit, gerichtet. Die Forderungen der Sowjetunion, neue Richtungen des Wettrüstens zu verhindern, stünden zudem im Widerspruch zu ihrem eigenen Handeln. „Man spricht pausenlos von Abrüstung und rüstet ebenso pausenlos weiter auf“, sagte der heutige NATO-Generalsekretär und wies auf die Entwicklung von zwei neuen Typen strategischer Interkontinentalraketen, der SS-24 und der SS-25, in der Sowjetunion hin. Sodann erwähnte er die Entwicklung neuer seegestützter Marschflugkörper, der ballistischen U-Boot-Rakete SS-N-23, neuer Bomber, wie der Bear H und des Black Jack, sowie neuer U-Boote. Von 1984 bis heute habe die sowjetische Armee jährlich 1600 Kampfpanzer — wie vorstehend schon eingehend erwähnt — eingeführt, außerdem seien neue Kampfhubschrauber entstanden. Wörner forderte die Sowjetunion auf, ihre Politik der Aufrüstung einzustellen, ansonsten bleibe ihre Rede vom „neuen strategischen Denken“ ungläubwürdig und die Vorstellung von einem „gemeinsamen europäischen Haus“ eine leere Fassade. In seinem Bericht über den heutigen Zustand der Bundeswehr, den er insbesondere auf dem Gebiet des Personals als den besten ihrer Geschichte bewertete und in dem er viele der von ihm durchgesetzten Maßnahmen aufzählte, ging Wörner auch auf die ernstesten Probleme ein, die „vor uns liegen“. Als die wichtigste Frage nannte er die Anwerbung einer ausreichenden Zahl von Zeitsoldaten. Alles hänge davon ab, daß dies gelinge. Dazu sei es nötig, die Attraktivität des Dienstes in der Bundeswehr zu sichern, der zwar auch von den sozialen Bedingungen und den Aufstiegschancen der Soldaten abhinge, zu denen aber auch das gesellschaftliche Ansehen der Armee und das in ihr vorherrschende Klima maßgebend seien. Als zweitwichtigste Zukunftsaufgabe betrachtete er die Verwirklichung der neuen Heeresstruktur 2000, durch die die Präsenz der Verbände verringert werde, die Attraktivität des Dienstes aber steige. Die Strukturvorhaben seien in ihrer Verwirklichung von der Personallage und der Knappheit der Finanzmittel bestimmt. Die finanzielle Lage schlage direkt auf die Ausrüstung durch. Dies beginne Mitte der neunziger Jahre und steigere sich dann weiter. Wörner fuhr fort: „Ein Teil unserer Brigaden kann dann nicht mehr ausreichend mit modernen Panzern und Panzerbekämpfungswaffen ausgestattet werden. Die Kampfkraft — auch des Heeres — wird dann nicht mehr ungebrochen aufrechterhalten werden können. Daher wird der Finanzrahmen ausgeweitet werden müssen, wenn es nicht gelingt, bis da-

hin zu befriedigenden konventionellen Rüstungskontrollvereinbarungen mit der Sowjetunion zu gelangen.“

Auch künftig wird der Friede nicht billig zu haben sein. „Mit 2,5% unseres Bruttosozialprodukts — nach NATO-Kriterien 3,2% des Bruttosozialprodukts — ist unsere Freiheit nicht zu teuer bezahlt“, urteilt Manfred Wörner. Aus der Kenntnis unserer Geschichte in den letzten 50 Jahren kann man ihm nur voll und ganz zustimmen.

Es ist völlig unbestritten, daß das Heer — und damit auch die gesamte Bundeswehr — erheblich mehr Finanzmittel erhalten muß, als in der bisherigen Finanzplanung vorgesehen ist. Auch optische und kosmetische Finanzoperationen helfen hier nicht mehr viel und wenn, dann nur kurzfristig. Wenn wir unseren Rechtsstaat und unsere freiheitliche Demokratie auch nur einigermaßen gegen jede Bedrohung von außen schützen wollen, muß sehr deutlich gesagt werden, daß die Bundeswehr erhebliche Finanzmittel braucht, um ihre Bewaffnung und Ausrüstung nicht unmodern werden zu lassen. Das heißt aber auch, daß sonst keine Verteidigung möglich ist. Genauere Zahlen sind in der Öffentlichkeit nicht bekannt, man kann aber davon ausgehen, daß allein das Heer in den kommenden Jahren jährlich eine Milliarde DM zusätzlich braucht, um der Auszehrung zu entgehen. Eine Verbesserung seiner Verteidigungskraft kann nach dieser Lage sowieso nicht erwartet werden. Jetzt gilt die Devise: „Verteidigung mit dem Sparschwein“. Daß ein zukünftiger Gegner hiermit wirklich abgeschreckt werden kann, glaubt niemand in Europa. Zu sehr lasten die Folgen des letzten Krieges auf der heutigen Generation. Die damaligen Einsparungen am Verteidigungsetat der Westmächte — besonders von England und Frankreich — haben für die Machthaber des Dritten Reiches den Zweiten Weltkrieg erst führbar gemacht. Diese Lehre der Geschichte sollte bei uns niemals vergessen werden. Bei der Heeresstruktur 2000 muß man darüber hinaus festhalten, daß die bundesdeutschen Landstreitkräfte in einem bisher nicht gekannten Ausmaße von den Reservisten und von der Schnelligkeit der Mobilisierung abhängig werden. Man kann nur hoffen, daß unsere zuständigen Politiker — die hierfür ja die Verantwortung tragen — diesen Zustand im Ernstfall durch eine schnelle Entscheidungsfreude ausgleichen. In unserer derzeitigen Lage kann man diese Entwicklung nur mit großem Bedauern hinnehmen, denn unsere Politiker sind mit vielen anderen Dingen, nur nicht immer mit einer schnellen Entscheidungskraft ausgestattet. Man kann nur hoffen, daß der neue Bundesminister der Verteidigung, Professor Dr. Rupert Scholz, hier neue Akzente setzen und dieses Defizit ausräumen kann.

Generalleutnant Henning von Ondarza, der Inspekteur des Heeres, vertritt hierzu die Auffassung, daß die Forderung nach einer Behebung der Heeresschwäche im konventionellen Bereich nach jedem Abrüstungsschritt bei den Nuklearwaffen immer dringender wird. Das Heer — so der Inspekteur — muß die nachstehend aufgeführten vier Forderungen erfüllen: Es muß den Gegner zu umfangreichen Vorbereitungen zwingen, die den deutschen Verbänden Warnzeit und damit hinlängliche Vorbereitungszeit gibt; es muß vom Gegner einen hohen Kräfteansatz fordern, der das Risiko einer nuklearen Eskalation in sich birgt; es muß über das eigene operative Minimum verfügen für den Auftrag in der

Vorneverteidigung; und es sollte der politischen Führung genügend Zeit und damit die Voraussetzung zur friedlichen Konfliktlösung schaffen. Diese Meßlatte muß an das Heer von heute und an das der kommenden Jahre angelegt werden.

Die Ausrüstung des Heeres — so Generalleutnant von Ondarza — ist zur Zeit noch weitgehend bedrohungsgerecht. Viele wichtige Verbesserungen der vergangenen Jahre stehen dafür: Steigerung der Führungsfähigkeit durch Zulauf neuen Fernmeldegeräts, Verbesserung der Kampfkraft durch Nachbeschaffung weiterer Panzer „Leopard 2“ und schließlich Steigerung der Feuerkraft durch moderne Artilleriemunition. Lücken bestehen aber dennoch. So hat das Heer immer noch 600 M-48-Panzer, die über 30 Jahre alt sind und Funkgeräte im Territorialheer, die aus der Zeit des Korea-Krieges stammen. Weiter sind Mängel in der Aufklärungsfähigkeit und das Nachlassen der Panzerabwehrfähigkeit zu erwähnen.

Auch die Personalstruktur und die Altersschichtung bei Berufsoffizieren und Berufsunteroffizieren sind auch heute noch unausgewogen. Die Führerdichte vor Ort ist weiterhin mangelhaft.

Das Heer arbeitet seit Jahren mit nur zwei Offizieren pro Kompanie. Dieses „Offizier-Notsoll“ wurde vor Jahrzehnten eingeführt und sollte zeitlich begrenzt werden. Es besteht heute noch. Keine Armee im Bündnis oder im Warschauer Pakt leistet sich eine derartige Überforderung der Truppe. Die Unterforderung leistungsbereiter Wehrpflichtiger ist auch eine Folge dieses Strukturproblems.

Ebenso schwierig ist die Lage bei den Unteroffizieren. Ein hochwertiges, modernes, komplexes Waffensystem, wie der Panzer „Leopard 2“, muß einem jungen, häufig zu unerfahrenen Unteroffizier in die Hand gegeben werden. Er soll das Waffensystem führen, Wehrpflichtige motivieren und an der Waffe ausbilden und wird bezahlt wie ein Amtsbote in irgendeinem Ministerium. Da er überfordert ist, kommt unter Umständen auch die „Innere Führung“ zu kurz. Das Heer strebt deshalb — wie vorstehend schon erwähnt — im „Marder“ und im „Leopard 2“ den Feldwebel an, der auf Grund seiner Erfahrung Sicherheit in der Menschenführung und Methodik in der Ausbildung von jungen Soldaten besitzt. Das Heer braucht aber auch neben dem Kompaniechef einen erfahreneren Oberleutnant, an den sich der junge Leutnant, der von der Universität kommt, wenden kann. Für den Offizier des militärfachlichen Dienstes muß es eine schnellere Beförderungsmöglichkeit geben. Beim Heer müssen auch mehr Hauptleute zum Major befördert werden. Mehr als 500 Hauptleute warten seit Jahren auf diese Beförderung. Rund 70 Prozent dieser Offiziere stehen vorne am Mann und führen die Truppe vor Ort. Die meisten der hier skizzierten Probleme schleppt die Truppe seit der Heeresstruktur 4 mit sich herum. Diese Struktur ist für die taktische Führung gut. Sie ist aber personell, vor allem was die Führerdichte anbelangt, nie erfüllt worden, obwohl sie General Hildebrandt damals als „conditio sine qua non“ — eine unerläßliche Bedingung — forderte. Hier muß die neue Heeresstruktur 2000 ansetzen. Diese Personalprobleme dürfen heute jedoch nicht den Blick dafür verstellen, daß das Heer keinen Vergleich zu scheuen braucht und überall in der Welt einen guten Ruf besitzt.

Unser Heer muß jetzt für die zukünftigen Herausforderungen planen. Hierauf sollten jetzt und heute die Antworten gefunden werden, die eine Verteidigung auch für die Zukunft ermöglicht. Am 7. Juli 1988 stellte der Bundesminister der Verteidigung, Professor Dr. Rupert Scholz, den Verteidigungsetat 1989 der bundesdeutschen Öffentlichkeit vor. Im neuen Regierungsentwurf 1989 sind Verteidigungsausgaben in Höhe von 53,3 Milliarden DM vorgesehen. Verglichen mit dem verfügbaren Soll des laufenden Jahres — unter Berücksichtigung des Nachtragshaushaltsentwurfs und der Personalverstärkungsmittel für die Lohnrunde 1988 — entspricht dies einer Steigerungsrate von 3,8 Prozent. Die substantielle Verbesserung für die Streitkräfte gegenüber dem im 21. Finanzplan vorgesehenen Plafond beläuft sich auf rund 500 Millionen DM; in den Folgejahren der Finanzplanung auf je 700 Millionen DM. Damit wird — so Professor Scholz — der Kabinettsbeschluß vom Dezember 1987 — Verstärkung des Verteidigungshaushalts ab 1989 — erfüllt.

Die Maßnahmen zur Sicherstellung des Friedensumfanges im Personalbereich erhalten absolute Priorität. Die Zahl der Berufs- und Zeitsoldaten wird bei 266000 gehalten werden. Bei den Wehrübungsplätzen ist ein Aufwuchs um 400 auf 7000 vorgesehen. Damit wird der planmäßige Übergang zur Personalstruktur 95 weitergeführt. Mit 650 der insgesamt 783 neuen Planstellen für Soldaten wird die Erhöhung des Kernbestandes — Berufs- statt Zeitsoldaten — eingeleitet. Darüber hinaus ist jetzt die finanzielle Vorsorge getroffen für die geplante Einführung von Verpflichtungsprämien sowie für die Gleichstellung der Wehrübenden der Wirtschaft mit denen des öffentlichen Dienstes hinsichtlich ihrer Verdienstausschüttung. Hier gibt es eine Novelle zum Unterhaltssicherungsgesetz. Für Zivilpersonen sind insgesamt 459 neue Stellen vorgesehen, davon 400, mit denen die Übernahme aller Auszubildenden zur Deckung des Eigenbedarfs der Bundeswehr sichergestellt werden soll. Dies wäre wegen der Sparbeschlüsse im Haushaltsgesetz 1988 sonst nicht möglich gewesen. Beim Betrieb und bei der Materialerhaltung werden — so der Bundesverteidigungsminister — Ausbildung und Übung sowie die Verfügbarkeit des Geräts — Wiederauffüllung der Ersatzteillvorräte — sichergestellt. Der leichte Ansatzrückgang bei der militärischen Beschaffung sei — so das Ministerium — nur deshalb vertretbar, weil der Finanzbedarf bei einigen großen Waffensystemen weiter planmäßig zurückgeht. Er erlaubt es, in Teilbereichen mit deutlichen Ansatzsteigerungen Schwerpunkte zu setzen. Nachdem im laufenden Jahr bei der Infrastruktur Abstriche hingenommen werden mußten, ist hier für 1989 wieder eine deutliche Steigerung — +10,2 Prozent — vorgesehen. Damit kann das noch bis 1990 laufende NATO-Infrastrukturprogramm finanziert werden. Gleichzeitig werden die nationalen Vorhaben — Sanierung der Unterkünfte, Umweltschutzmaßnahmen und Anpassung der Infrastruktur an das neue zulaufende Gerät — planmäßig weitergeführt werden.

Ob aber die Verteidigungskraft des Heeres mit der Erhöhung der Finanzmittel für die Verteidigung wirklich, wie es erforderlich ist, gesteigert werden kann, steht heute noch in den Sternen. Scholz spricht zwar von einer Trendwende, doch die SPD schlägt die Halbierung der NATO-Streitkräfte vor, das Heer eingeschlossen, und die Freien Demokraten wollen sogar erheblich an dem für 1989 geplanten Zuwachs für den Verteidigungsetat

streichen. Dies kündigte der Parlamentarische Geschäftsführer der FDP-Fraktion im Deutschen Bundestag, Klaus Beckmann, am 6. Juli 1988 in einem Interview an. Das Geld solle dadurch eingespart werden, daß in den kommenden fünf Jahren die Beschaffungsprogramme für neue Waffen „gestreckt und weitgehend zurückgestellt“ werden. Wenn der Osten die Chance zum Abrüsten — so Beckmann — und Abbau seiner konventionellen Überlegenheit nicht nutzt, werde der Westen nach Ablauf der Fünf-Jahres-Frist aufrüsten. Diesen „konventionellen Doppelbeschuß“ will die FDP als „Abrüstungssignal“ verstanden wissen. Dieser Beschuß ist nach meiner Auffassung völlig unsinnig und geht auch an den gegebenen militärischen Gegebenheiten völlig vorbei. Derartige Aussagen sind beliebt bei der Bevölkerung — wer will nicht am Verteidigungshaushalt sparen —, aber sehr gefährlich für Frieden und Freiheit unseres Volkes. Es gibt mir zu denken, daß gerade die Freien Demokraten — die so sehr für die Freiheit eintreten — derartige Vorschläge auf die Tagesordnung setzen.

Sehr bedeutsam für die Entwicklung des Heeres sind die neuen Ausbildungsrichtlinien, die ab 1. Januar 1989 eingeführt werden. Für die Ausbildung der Truppe wird die 40-Stunden-Woche als Zeitrahmen zugrundegelegt. Damit zieht das Heer als erste Teilstreitkraft der Bundeswehr Konsequenzen aus der harten Kritik — auch im Bundestag — an den hohen Dienstzeitbelastungen der Soldaten und den bisher vorgelegten Ausgleichslösungen. Als Praktiker aus dem letzten Weltkrieg sollte man jedoch darauf aufmerksam machen, daß sich ein eventueller Gegner nicht an eine derartige 40-Stunden-Woche halten wird (dann findet ein Krieg auch nicht im Saale statt), und es ist für mich nicht nachvollziehbar, wie die Truppe dann schwersten Anforderungen standhalten soll und kann. Die Forderung, den Dienst in der Bundeswehr entsprechend dem im Bundesgrenzschutz zu regeln, ist bereits seit längerem von der SPD und vom Bundeswehrverband — der Interessenorganisation von rund 250 000 Soldaten — erhoben worden.

Mit diesen neuen Ausbildungsrichtlinien stärkt das Heer zugleich die Position der jungen Truppenführer. Sie sollen mehr eigenverantwortlich entscheiden und handeln können. Es wird gefordert, sich endlich einmal wieder auf die „Auftragstaktik“ zu besinnen, nach der Vorgesetzte in der Regel nur die Ziele des Dienstes und der Aufgabe vorgeben, nicht aber den Weg bis hin ins Detail befehlen sollen. Damit kehrt das Heer zu jenem Führungsstil zurück, der jahrhundertlang im preußischen und deutschen Heer bewährt war, in der letzten Zeit jedoch durch eine bürokratische Ausrichtung der Truppenführung stark und wenig sinnvoll eingeschränkt wurde. Besonders die Kompaniechefs erhalten damit die Möglichkeit, die Truppe im wahrsten Sinne des Wortes zu führen und nicht mehr nur zu verwalten.

Abschließend sollten wir in diesem Zusammenhang einen Blick auf die neutrale Schweiz werfen. Sie beabsichtigt — allen Abrüstungsverhandlungen zum Trotz — in den Jahren 1988 bis 1991 11,2 Milliarden Franken für die Modernisierung ihrer Armee auszugeben. In der Schweiz weiß man ganz genau, daß im Zeichen der Raketenabrüstung die konventionelle Schlagkraft der Armee gestärkt werden muß, ganz im Gegensatz zu vielen von un-

seren Politikern. Wir sollten uns an diesem Land, das keineswegs einem Militarismus frönt, wirklich ein Beispiel nehmen.

Quellen

- Abbau der Dienstzeitbelastungen, Herausgeber: Der Bundesminister der Verteidigung, Bonn, 14. April 1988
- Abrüstung „Vom Atlantik bis zum Ural“, Konventionelle Rüstungskontrolle in Europa, IAP-Dienst Sicherheitspolitik, Herausgeber: IAP-Publizistische Gesellschaft für Politik und Zeitgeschichte, Bielefeld, Nr. 9, Mai 1988
- Dominique Brunner, Wie steht es mit der konventionellen Bedrohung Europas?, Neue Zürcher Zeitung, Fernausgabe Nr. 36, 14./15. Februar 1988, Zürich
- Bundeswehrplanung, Seite 100f., in „Wie funktioniert das?“, Die Bundeswehr, Meyers Lexikonverlag, bearbeitet von Brigadegeneral Werner von Scheven und Brigadegeneral Dipl.-Ing. Hartmut Schmidt-Petri, Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, Mannheim 1987
- Differenzierte Abschreckung, Truppendienst, Seite 324ff., Zeitschrift für die Ausbildung im Bundesheer, Bundesministerium für Landesverteidigung, Wien 3, Heft 3/1988
- General-Anzeiger, Bonn, 98. Jahrgang, Nr. 29903, 28./29. Mai 1988
- Franz Herre, „Moltke“, Biographie
- Heeresstruktur 2000, Herausgeber: Der Bundesminister der Verteidigung, Bonn, 24. Februar 1988
- Heer führt 1989 neue Ausbildungsrichtlinien ein, Süddeutsche Zeitung, 8. Juli 1988, München
- Fred C. Ikle, Lothar Rühl, Frühjahrstagung der Europäischen Konferenz für Menschenrechte und Selbstbestimmung, Keine Alternative zur Atlantischen Allianz, Muri bei Bern, 7. Mai 1988
- Konventionelle Truppenverminderung zwischen Atlantik und Ural?, Seite 284ff., Zeitschrift für die Ausbildung im Bundesheer, Bundesministerium für Landesverteidigung, Wien 3, Heft 3/1987
- Anton Krakau, Die sowjetische Präferenz für konventionelle Kriegführung in Europa (II), Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Köln, 8/1988
- Gert Krell/Dieter S. Lutz, Nuklearrüstung im Ost-West-Konflikt, Potentiale, Doktrinen, Rüstungssteuerung, eine Veröffentlichung des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg, Band 5, Nomos Verlagsgesellschaft mbH u. Co. KG, Baden-Baden, 1. Auflage 1980
- Machtkampf in Moskau, Gorbatschows Probleme mit der Perestroika, Neue Zürcher Zeitung, Fernausgabe Nr. 97, 25.4.1988, Zürich
- Ulrich de Maizière, Verteidigung in Europa Mitte, Wehrforschung aktuell, J.F. Lehmanns Verlag, München 1975
- „Military Balance“ 1985/86, International Institute for Strategic Studies, London
- Franz Prox, R. Binder, Führungs- und Einsatzgrundsatz des BTR- und BMP-Regiments in den Warschauer-Pakt-Armeen, Seite 324, ASMZ — Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft, Verlag Huber & Co. AG, 154. Jahrgang, Nr. 5, 1988, Frauenfeld
- Hans-Jürgen Rautenberg, Invasionsfähigkeit der Staaten des Warschauer Paktes, Der Mittler-Brief, Informationsdienst zur Sicherheitspolitik, 3. Jahrgang, Nr. 1, Verlag E.S. Mittler & Sohn GmbH, Herford 1988
- Hans Rühle, Leiter des Planungsstabes im Bundesministerium der Verteidigung, Bonn, Welche Strategie braucht die NATO?, in Neue Zürcher Zeitung, Fernausgabe Nr. 48, 28./29. Februar 1988
- Hans-Henning Schröder, Gorbatschow und die Generäle, Militärdoktrin, Rüstungspolitik und öffentliche Meinung in der „Perestroika“, Bericht des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Köln, 45/1987
- Armee general Iwan Tretjak, Glasnost in Uniform, MN-Moskau News, Deutsche Ausgabe, Herausgeber: Moskowskije Nowosti, Köln, Mai 1988
- Truppendienst, Zeitschrift für die Ausbildung im Bundesheer, Bundesministerium für Landesverteidigung, Wien 3, 2/1987
- Barbara Tuchmann, August 1914, Die dramatischen Ereignisse bei Ausbruch des 1. Weltkrieges, Wilhelm Heyne Verlag, München 1966

„Minderheiten respektieren, um Frieden zu stiften“

Leitwort zum Weltfriedenstag 1989

Fast alle Länder der Erde haben innerhalb ihrer Grenzen Minderheiten aufgenommen, die sich darum bemühen, ihre Identität zu bewahren, während die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit immer mehr international wird. Die Herausforderung, die sich aus diesen beiden anscheinend gegensätzlichen Tendenzen ergibt, geht unmittelbar an den Kern des Friedens.

Darum ist das Thema, das Papst Johannes Paul II. für den Weltfriedenstag 1989 gewählt hat — Minderheiten respektieren, um Frieden zu stiften — ein dringender Aufruf an alle, aktiv zum Frieden beizutragen durch Achtung und Förderung der den Minderheiten zustehenden Rechte. Wenn sie auch von ihrem Ursprung her und durch die geschichtlichen Verhältnisse untereinander verschieden sind, so haben die Minderheiten doch eines gemeinsam: ihre Erfahrung des Leids und der Entwurzelung. Überdies erinnern sie uns mit Nachdruck daran, daß die Menschheitsfamilie wirklich eine ist, und daß jeder Mensch eine unveräußerliche Würde hat. Auch die Völker haben Rechte, die geachtet werden müssen. Diese Überzeugung, in internationalen Erklärungen und Verträgen niedergelegt, aber auch tief in der religiösen Überzeugung verwurzelt, muß einen wirksamen Ausdruck in den Sozialstrukturen und Rechtssystemen finden. Sie muß darüber hinaus ins tägliche Leben übersetzt werden, ins tägliche Dasein der einzelnen und der Gemeinschaften. Papst Johannes Paul II. wendet sich daher an die Staaten, an die Internationalen Organisationen, ja an alle Menchen, daß sie eine Gesellschaft aufbauen, in der die rechtmäßige Verschiedenheit es allen Völkern möglich macht, zum Frieden beizutragen. Wie er es in seiner letzten Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* in Erinnerung gerufen hat, „gehört der Friede entweder allen oder niemandem“ (vgl. Nr. 26).

Wie der Friede nicht bestehen kann, wenn einige Gruppen ihre fundamentalen Menschenrechte, die Religionsfreiheit eingeschlossen, nicht beachtet sehen oder sie ihnen verweigert werden, so kann dieser Friede auch zerstört werden, wenn man Gewalt anwendet und den Dialog zurückweist. Auf subtile Weise wird der Friede bedroht, wenn Personen oder Gruppen das Herz voreinander verschließen. Das Thema des Weltfriedenstages 1989 will also uns allen zum Bewußtsein bringen, daß der Aufbau des Friedens eine allgemeine Pflicht und eine ganz bestimmte Verantwortlichkeit jedes einzelnen Menschen ist. Die Minderheiten haben einen unverzichtbaren Beitrag zum Frieden anzubieten. Die Regierungen, die Völker und die Minderheiten selbst müssen alles ihnen Mögliche tun, um ihn weiter voranzubringen.

(L'osservatore Romano. Orig. ital. 25./26.7.1988).

Institut für Theologie und Frieden

Im Juli ist das Institut für Theologie und Frieden 10 Jahre alt geworden. Es ist in Barsbüttel bei Hamburg beheimatet und wird getragen von der Soldatenseelsorge GmbH im Generalvikariat des katholischen Militärbischofs.

Seit seiner Gründung wird das Institut von Theologieprofessor Ernst Josef Nagel geleitet. Ihm und seinen Mitarbeitern ist es zu verdanken, daß in Sachen Frieden inzwischen eine hervorragende Sammlung besteht. Das Institut zeichnet sich aus durch eine unermüdliche Forschung und Sammlungstätigkeit.

Bisher wurden über 17500 einschlägige Bücher dokumentiert und sacherschlossen.

Von besonderer Bedeutung ist die Bibliographie der erschlossenen Bücher, die im Jahre 1983 mit 8000 Titeln erschienen ist. Im nächsten Jahr soll eine Bibliographie der erschlossenen Zeitschriften vorgelegt werden. Die sorgfältige Sacherschließung und Bestandsverwaltung in einer elektronischen Datenverarbeitung sichert den Zugriff zu Autor, Titel, Erscheinungsort und Schlagwörtern. Dem Institut wird auch von unserer Zeitschrift weiterhin erfolgreiches Schaffen gewünscht.

H.F.

Herbst

Mildes Licht auf bunte Blätter,
sonniger Ausklang und Beginn,
Herz halte still und verweile,
der Sommer nimmt Abschied,
schau hin!

Kühler Tau in dunklen Sternennächten.
Jeder Morgen ist ein Wunder
und der Abend wie ein Lied.

Der Sommer nimmt Abschied,
doch er versöhnt jedes Herz.
Mildes Licht auf bunte Blätter,
sonniger Ausklang und Beginn,
Der Sommer nimmt Abschied,
schau hin.

Johannes Cofalka

Als einziger Landser unter Slowaken in der Kirche 1944

Immer dabei: Gebetbuch und Rosenkranz! — Hier gibt es sie: Kruzifixe in der Schule! — Babuschka (Großmutter) segnet die Kanonen! — Tantum ergo sacramentum!

Helmut Richter

Voll und warm strahlt die Mittagssonne an diesem herrlichen Frühherbsttag des Jahres 1944. Ich blicke ein wenig traumverloren in den blauen Himmel und lasse meine Gedanken für einige Sekunden zurückschweifen. Noch am vergangenen Sonntag saß ich bei einem Landgang in blauer Matrosenuniform mit meinen Kameraden im Hotel „Goldener Anker“ in der ostpreussischen Hafenstadt Pillau. Schon am folgenden Morgen mußten wir unsere Seesäcke mitsamt der Marinekleidung abgeben und nahmen mit gemischten Gefühlen die Mitteilung entgegen, von der Kriegsmarine dem Heer überstellt zu werden. Wenige Stunden später bestiegen wir drei Güterwagen, die uns in viertägiger Bahnfahrt in die slowakische Stadt Trnava (Tyrnau) brachten.

Das soeben ertönende Kommando zum Antreten bringt mich in die Gegenwart zurück. Als bald setzt sich unsere kleine Kolonne in Bewegung. Voller Neugier schauen wir 10 jungen Soldaten, allesamt erst 16 und 17 Jahre alt, auf die fremdländische Umgebung. Vorab marschieren drei Unteroffiziere. Zwei von ihnen wurden erst heute, auf Grund der Versetzung zum anderen Wehrmachtsteil, zum Oberfeldwebel und Feldwebel befördert. Ihre zuvorigen Dienstgrade lauteten Maschinist und Obermaat. Wir nachfolgenden Matrosen, die wir in unserer bisherigen Militärzeit nur Rekrutenausbildung erhielten, sind ab nun Schützen, denn seit zwei Stunden zählen wir zu einer Infanterie-Division. Letztere kam aus der Normandie, wo sie bei der Invasion der Alliierten arg zusammengeschlagen wurde. Nun wird sie hier in der Slowakei unter dem Namen „Volksgrenadier-Division“ neu aufgestellt. Unser Häuflein, das nun in Dreierreihen zum kleinen Ort Hrnčiarovce marschiert, trägt feldgraue Marineuniformen mit goldgelben Spiegeln und Tressen. Auf den grauen Jackenknöpfen ist ein Anker zu sehen. Soeben passieren wir die letzten Häuser der Stadt Trnava, in der wir nach fünf Kriegsjahren mit verwunderten Augen auf die Lebensmittelgeschäfte mit ihren friedensmäßigen Auslagen sahen. Das frische Obst lag und stand, sozusagen zu Bergen, draußen vor den Schaufenstern. Noch jetzt läuft ein älterer, etwas krummbeiniger Slowake neben der Kolonne und bietet mit lauten Worten Birnen und Weintrauben an. Doch keiner der Soldaten besitzt die erforderlichen Kronen, um etwas von dem, was in Deutschland seit langem zur Mangelware zählt, kaufen zu können.

Nun windet sich die Landstraße durch fruchtbares Ackerland, von dem einige Stücke bereits abgeerntet brachliegen. Erstmals schauen wir auf Felder mit Sonnenblumen, Paprika und Mais. Staunend gewahre ich, daß auch Tomaten, deren Stauden bei uns daheim nur in wenigen kurzen Reihen angepflanzt werden, in den genannten, für mich riesigen Größenverhältnissen, angebaut sind. Somit verstehe ich nun, wieso wir als Beilage zum Mittagessen eine übergroße Portion Tomatensalat bekamen. Schon aus dem Fenster des alten Klosters, in dem uns ein kleiner Saal im oberen Stockwerk zur Übernachtung diente, sah ich am Vormittag im Innenhof neben der Feldküche die großen, flachen Wannen stehen, aus

denen es in roter Farbe leuchtete. Da Tomaten für mich immer etwas Besonderes darstellten und ich selbige in Form von Salat noch nicht kannte, war ich um so erstaunter, daß mir der austeilende Obergefreite das gesamte Eßgeschirr füllte. — Ein uns entgegenkommendes Pferdegespann transportiert dicke Kürbisse. Die andere Hälfte des Wagens ist mit großen Körben voll rotbackiger Äpfel ausgefüllt. Der Bauer zieht mit freundlichem Gesicht den Hut und grüßt uns mit einem „Dobry den (Guten Tag)“.

Wir 13 Männer sind froh darüber, daß man uns nicht mit dem „großen Haufen“ den Infanterie-Regimentern zugeteilt hat. So führt unser Weg zur Panzerjägerkompanie. Nach vier Kilometern liegt das erwähnte Dörfchen vor uns. Die lehmverputzten Häuschen leuchten überwiegend in weißen, jedoch auch in anderen Kalkfarben unter der hellen Sonne. Unser Trupp überquert eine kleine Brücke. Im träg dahinfließenden Dorfbach schwimmt eine größere Anzahl Enten. Letztere bevölkern schnatternd auch den nebenliegenden großen und sehr seichten Tümpel, der von einem weitausladenen schlammigen Ufer umgeben ist. Aus vielen Richtungen ist das Geschrei von Gänsen zu vernehmen. — Wenig später finden wir die Schreibstube der Kompanie. Nach den notwendigen Formalitäten reicht der hier sitzende Feldwebel den vormaligen Marine-Unteroffizieren Quartierscheine für eine Privatunterkunft. Alsdann führt uns ein Gefreiter zum größten Gebäude des Ortes, einer dreistöckigen Schule. Das uns in der zweiten Etage angewiesene Klassenzimmer, aus dem man Pult und Schulbänke entfernte, wurde an den Seitenwänden mit Stroh ausgelegt, welches die Liegestatt bildet. In der Mitte unserer neuen Unterkunft stehen zwei Tische und vier frischgezimmerte Holzbänke. Von den Panzerjägern werden wir freundlich aufgenommen.

Inzwischen sind einige Tage vergangen, und die ehemaligen Marinesoldaten haben sich in ihrer neuen Umgebung schon ein wenig eingelebt. Der hiesige „Duschraum“ befindet sich unter freiem Himmel, im Garten neben der Schule. Einer der Kameraden betätigt den Pumpenschwengel, während sich ein anderer mit entblößtem Oberkörper unter dem breiten Wasserstrahl wäscht. Auch die Aborthäuschen stehen am Gartenweg. Beim Rückweg ins Klassenzimmer, auf dem man kurz die lehmige Dorfstraße passieren muß, bietet sich auch heute das gewohnte Bild. Nach dem Hornsignal des örtlichen Hirten öffnen sich neben den meisten Häuschen die Gassentore, und eine Vielzahl weißer, brauner und gefleckter Ziegen springt lustig und laut meckernd ins Freie. Die Herde, ab und zu vom Knall der im weiten Bogen geschwungenen Peitsche ermuntert, folgt dem malerisch gekleideten Mann zu den Weideplätzen. Abends, bei der Rückkehr des Ziegenhirten, erfolgt wiederum das Hornblasen, worauf sich die Törchen abermals öffnen, und unter Peitschenknallen fast zum Galopp gebracht, findet jedes Tier seinen Stall und Herrn. — Zum Dorfbild gehören auch die freundlichen Frauen und Mädchen in ihren langen, weiten Röcken, die sich alltäglich beim Glockenklang auf dem Weg zur Kirche befinden, wobei man in einer Hand Gesangbuch und Rosenkranz hält. Die genannten Gegenstände trägt man nach Verlassen des Gotteshauses auch beim Gang zum Kaufmann, Fleischer oder Bäcker. — Einen weiteren festen Bestandteil des Ortes bildet der Ausrufer, der durch die

Straßen zieht und jeweils nach vorangegangenem Trommelwirbel mit etwas leiernder, aber lauter Stimme die Bekanntmachungen verliest.

Beim heutigen Morgenappell warten wir auf den Kompaniechef Oberleutnant Heusinger. Dieser kehrte gestern abend vom Heimaturlaub zurück. Natürlich haben wir Neuen längst erfahren, daß der aus München stammende Maler ein angenehmer Vorgesetzter ist. Als der Offizier sich dem kleinen, zwischen drei Scheunen eingezwängten freien Platz nähert, brüllt Oberfeldwebel Dietz: „Kompanie — stillgestanden! — Richt' euch! — Augen geradeaus!“ Dann geht er dem Eintreffenden einige Schritte entgegen und macht mit seiner etwas rauhen Stimme Meldung.

„Guten Morgen, Männer!“ „Guten Morgen, Herr Oberleutnant!“, tönt es vielstimmig zurück, und nicht nur die Neuen riefen es mit freudiger Stimme, beim Anblick dieses sympathischen Mannes. Nach dem „Rührt euch“ begibt sich Oberleutnant Heusinger zum rechten Flügel seiner noch kleinen Kompanie und begrüßt mit Handschlag die hier stehenden Unteroffiziere. Bei den ehemaligen Maaten verweilt er ein wenig länger und läßt sich einige Auskünfte geben. Dann reicht er, dabei mitunter einige herzliche Worte sagend, jedem Landser die Hand, zum Schluß auch den neuen jungen Soldaten. Hernach wendet er sich mit einer kleinen Ansprache an die Versammelten und führt unter anderem aus:

„Männer, wer von euch damals mit mir in Rußland war, weiß, was uns demnächst beim Einsatz bevorsteht. Darum wollen wir zumindest für die Alten unter uns keinen schweren Dienst ansetzen. Oberfeldwebel Dietz, Sie teilen genügend Leute als Küchenhelfer ein, damit wir jetzt, wo wir in Ruhe liegen, ein gutes Essen haben. Für unsere jungen Soldaten muß aber die notwendige Ausbildung sein, auch wenn es dabei ein bißchen hart zugeht.“ Sich direkt an uns vormalige Matrosen wendend, fügt er hinzu: „Jung's, das ist alles nur zu euerem eigenen Vorteil!“⁽¹⁾

Am Nachmittag wird in einem der Schulklassenzimmer für die ehemaligen Marinesoldaten ein theoretischer Unterricht im Panzererkennungsdienst und Panzerabwehrkampf durchgeführt. Für mich und meine gleichalterigen Kameraden wirkt diese Situation ziemlich vertraut. Saßen wir doch noch vor 8 Wochen daheim in der Berufsschule. Und erst zwei Jahre sind vergangen, seitdem wir die Volksschule verließen. Die Veränderung liegt lediglich im Unterrichtsthema. Aber noch etwas ist anders: Obwohl dieser Raum bereits seit einigen Wochen von deutschen Soldaten benutzt wird, hängt an der Wand weiterhin die plastische Darstellung des gekreuzigten Heilandes. Derartiges gibt es daheim in deutschen Schulen schon seit einigen Jahren nicht mehr. Alle Kruzifixe wurden auf Anordnung der Nationalsozialisten aus den Klassenzimmern entfernt.

Der nächste Tag bringt den zur Kompanie gestoßenen Soldaten den ersten Wehrsold in slowakischer Währung. Am Abend tun sich einige Kameraden in Gruppen zusammen und holen jeweils eine Flasche Sliwowitz oder Likör, um dieses Ereignis zu begehen. Für uns junge Burschen ist dieser Genuß vollkommenes Neuland. Da unsere Unterkunft für mich nicht die passende Umgebung darstellt, und mich das Fremdländische lockt, besuche

ich zu diesem Zweck eine der drei vorhandenen kleinen Dorfschenken. — Meine Augen schweifen umher, doch alle Tischplätze sind besetzt. Auch dort, wo zwei ältere Landser zwischen den Zivilisten hocken, ist nichts mehr frei. Da wir zehn jungen Soldaten seit unserem Eintreffen von den Slowaken mit besonderem Interesse betrachtet werden, weckt mein Erscheinen viele neugierige Blicke. Ich beuge mich zur Theke und weise beim fragenden Blick des Wirtes auf eine Flasche Kirschlikör. Als ich nach dem Leeren das Gläschen absetze, steht hier, wie von unsichtbarer Hand hingeschoben, bereits ein weiterer Likör bereit. Verwundert schaue ich in die Runde, um den Spender ausfindig zu machen. Doch überall sehe ich lächelnde Gesichter. Die Slowaken nicken mir freundlich zu.

Als ich, ein wenig befangen, das geleerte Gefäß niedersetze, stehen nun bereits zwei gefüllte Gläschen vor mir. Abermals heben die Umstehenden ermunternd ihre Gläser. Doch ich winke ab und bedeute, daß ich in diesem Tempo nicht weitertrinken möchte. Die Männer lachen daraufhin etwas lauter. Einer klopf mir wohlwollend auf die Schulter und äußert in gebrochen klingender deutscher Sprache: „Probier’ mal den grünen, das ist Pfefferminzlikör. Der schmeckt dir bestimmt!“

Schon bald merke ich, wie sehr mir der ungewohnte Alkohol zu Kopfe steigt. Als junger Wehrmachtangehöriger fürchte ich eventuelle Konsequenzen. Somit verlasse ich, schon leicht schwankend, das Lokal. Als ich draußen die frische Luft einatme, werde ich vom Schwindel befallen. Meine Füße versagen mir den Dienst. Um mich herum ist es zunächst vollkommen dunkel, zumal ja auch keine Lichter brennen. Wir haben Krieg. Vollkommen ohne Orientierung schwanke ich im Kreise und rutsche abwärts in ein Panzerdeckungsloch. Diese wurden rund um die Schule für jeweils zwei Mann als Schutz gegen russische Tiefflieger angelegt, die nicht selten tagsüber plötzlich heranbrausen. Meine Gedanken werden wieder klarer und auch die Augen gewöhnten sich inzwischen an die Nacht. Somit gewahre ich, daß ich ausgerechnet in das einzige beschilderte Loch geraten bin, und das macht mich ziemlich munter. Auf der an einem Pfahl angebrachten Holztafel ist bei Licht zu lesen: „Deckungsloch des Obergefreiten Abel und des Gefreiten Palentin! — Betreten nur beim Preis von 1 Flasche Sliwowitz!“ Schon so manchen Kameraden haben diese beiden gewitzten Landser hereingelegt. Wenn plötzlich die Bordwaffen der Flieger tobringende Gaben heruntersenden, so springt man logischerweise ins erstbeste Deckungsloch, und da direkt an der Straße gelegen, ist es nicht selten der besagte „Sliwowitz-Bunker“. Auch jetzt, bei Dunkelheit und ohne Flieger, schaue ich ängstlich umher, ob nicht zufällig einer der beiden „Kassierer“ in der Nähe ist. Jedenfalls hat mich das „berühmteste Deckungsloch des Ortes“ so weit ernüchert, daß ich alsbald die Schule betreten kann.

Auf der Treppe empfangen mich einige meiner Pillauer Kameraden, allesamt mit wankenden Knien und etwas lallenden Stimmen. Der blonde Manfred Scholz hält mir eine Flasche entgegen: „Komm, Helmut — trink! Wer weiß, ob wir Weihnachten noch auf dieser schönen Mutter Erde wandeln?“⁽²⁾

Einige meiner jungen Gefährten haben sich übergeben. Treppenhaus und Flur sind beschmutzt. In der Unterkunft liegen bereits mehrere Männer im Stroh. Alsbald umhüllt die Nacht auch alle anderen in einem tiefen Schlaf.

Eine schrille Trillerpfeife weckt uns. Niemand will so recht daran glauben, daß die Nacht, die wir nicht wahrgenommen, schon vorüber ist. Doch unsere Unteroffiziere machen uns nur allzusehr munter. „Alle Trunkenbolde sofort mit dem Kochgeschirr zur Pumpe!“ ruft einer der Ausbilder. Das Wasser wird zum Säubern der Schule benötigt. Zwei Gefährten wischen auf, die anderen acht bringen das Wasser — nicht in Eimern, sondern im Kochgeschirr; zudem nicht im normalen Gang oder im Laufschrift, sondern hüpfend! Und der Unteroffizier an der Pumpe füllt in das Kochgeschirr nur 1/2 Liter. Der zweite treibt die Hüpfenden zur Eile. Und im Gebäude brüllt Unteroffizier Zapatka: „Ihr faulen Hunde, warum bringt ihr so wenig Wasser?!“

Schimpfend, fluchend und mitunter auch lachend, nehmen wir unser Geschick in Kauf. Auch unsere Vorgesetzten zeigen sich, trotz aller Schärfe, fröhlich bei diesem Dienst. Lange bevor die ersten Schüler eintreffen, denn das Gebäude steht den Soldaten nur zur Hälfte zur Verfügung, blitzen Flure und Treppen vor Sauberkeit.

Heute nachmittag erhält die Kompanie drei Panzer-Abwehr-Kanonen, die vorläufig in der Nähe unseres Appellplatzes unter Akazienbäumen abgestellt werden. Natürlich zieht hier sofort ein Wachposten auf. In der späten Nacht ist die Reihe an mir. Zwischen Scheune und aufgestellten Maisstrohbündeln umkreise ich bedächtigen Schrittes das Kriegsgerät. Jede Pak wiegt 30 Zentner. Die langen Rohre wirken in der Dunkelheit ein wenig gespenstisch, zumal es in den Akazien wie in dem Maisstroh ständig raschelt. Allmählich weicht die Dunkelheit, der neue Tag bricht an. Plötzlich erhalte ich Besuch. Ein altes Mütterchen, auf dem Weg zur Frühmesse, kommt unbekümmert herbei und stellt sich vor die erste Kanone. Ihre gefalteten Hände halten Gesangbuch und Rosenkranz. Babuschka spricht einige leise Worte, wahrscheinlich ein Gebet, dann hebt sie den rechten Arm und segnet die Pak. Das gleiche geschieht mit den anderen zwei Kanonen. Ich lasse Großmutter gewähren, bin ich doch stark von dieser Situation beeindruckt. Überrascht bin ich zunächst jedoch, als sich Babuschka dann auch mir zuwendet. Als sie mich segnet, schlage auch ich das Kreuzzeichen, was ihre Augen mit einem Blinzeln zur Kenntnis nehmen. Alsdann dreht sie sich wortlos ab und wandert in Richtung Dorfkirche.

Zur größten Gastwirtschaft des kleinen Ortes zählt auch ein Saal für verschiedene Veranstaltungen. Er wird mitunter an Sonntagen als Kino genutzt. Auf den Hinweisplakaten wird der Film „Frau Sixtra (Pani Sixtra)“ angekündigt. Da es sich um einen deutschen Tonfilm handelt, sind auch wir Soldaten sehr interessiert. Für die Slowaken ist der Film in ihrer Landessprache untertitelt. Somit herrscht am Sonntagnachmittag an der Kasse großer Andrang. Zwischen den teils farbprächtigen Kleidern der einheimischen Bevölkerung wirken unsere Uniformen mehr als schlicht. Vor Beginn des Filmes ist der Saal vom lauten Stimmengewirr gefüllt, wobei die hellen Töne der in Vielzahl anwesenden jungen Damen überwiegen. Auch hier vermissen wir nicht das landesübliche Knabbern von getrockneten Kürbiskernen. Die leeren Schalen wirft man auf den Boden des Saales. Das Knabbern hält auch während der Filmvorführung an, die, Gott sei Dank, durch keine kriegsbedingte Unterbrechung gestört wird. So streben alle Besucher nach der Vorstellung mit zufriedenen

Gesichtern dem Ausgang zu. Unsere FüÙe rascheln hierbei durch einen bis zu zwei Zentimeter hohen Schalenbelag.

Bisher wurde seitens der Kompanie noch nie die Möglichkeit eines sonntäglichen Kirchenbesuches in Erwägung gezogen. Auch keiner meiner gleichalterigen Kameraden äußerte sich in dieser Hinsicht. Wie ich aus ihren Gesprächen weiß, sind zwei, drei von ihnen atheistisch eingestellt und unterstreichen dieses nicht selten lautstark. Niemand wagt zu widersprechen, zumal unsere nationalsozialistische Führung religiösen Belangen nicht gerade wohlgesinnt gegenübersteht. Da ich seit meiner Einberufung nicht mehr in einem Gotteshaus war, trage ich mich mit dem Gedanken, an einer der alltäglich im Oktober stattfindenden Rosenkranzandachten teilzunehmen. Heute abend liegt die Freizeit günstig früh, und so mache ich mich auf den Weg zur Kirche.

Als ich eintrete, sind alle Bankreihen schon voll besetzt. Bereits jetzt kann ich bemerken, wie sehr das Erscheinen eines deutschen Soldaten als Besonderheit gewertet wird. Schließlich bleibe ich im Mittelgang eng neben einem der langen Kirchstühle stehen. Schon bald rückt man hier eifertig zusammen, um mir einen Platz zu verschaffen. Nach und nach wenden sich mir für einige Augenblicke immer mehr Gesichter zu.

Als der Priester und die Meßdiener aus der Sakristei zum Altar schreiten, setzt unter feierlichem Orgelklang ein kräftiger, für mich ergreifender Gesang ein, in welchen ich leider, da der Landessprache unkundig, nicht einstimmen kann. Ein gleiches gilt auch für die folgenden Wechselgebete. Trotzdem ist für mich die Gemeinsamkeit mit gläubigen Menschen an diesem Ort etwas Erhabenes. Die fremdländische Umgebung unterstreicht meine Ergriffenheit. Die Kunde von der Anwesenheit eines deutschen Soldaten ist mittlerweile bis ins vordere Kirchenschiff gedrungen, denn auch dort drehen sich nach und nach etliche Köpfe rückwärts, um dieses Ereignis mit einem Blick zu erhaschen.

Und wiederum erschallt, zumal aus hellen Frauen- und Mädchenkehlen, der laute Gesang zu Ehren Gottes. Wie sehr bedauere ich immer wieder, hierbei nicht einstimmen zu können. Als der Priester schließlich den Segen austeilt, hoffe ich hernach insgeheim auf einen lateinischen Gesang, wie bei gleichen Begebenheiten in meiner Heimat üblich. Ja, mein Herz jubelt, denn schon stimmt der Organist das Vorspiel an, welches mir nur allzubekannt. Genau die gleiche Melodie wie in der heimischen Erzdiözese. Und schon klingt um mich herum das festliche Sakramentslied, in welches ich mit lauter, tiefer Stimme einfallt: „Tantum ergo sacramentum, veneremur cernui (Sakrament der Liebe Gottes, Leib des Herrn, sei hochverehrt)!“

Zunächst erstaunte, dann verstehende, freudige Blicke werden mir aus meiner Nachbarschaft zugeworfen. — Welch ein Erlebnis. Glücklicherweise gebe ich mich zurück zur Unterkunft.

1) Oberleutnant Heusinger fiel bereits 8 Wochen später auf der ungarischen Pufsta.
2) Manfred Scholz war der erste Kamerad, der im alsbaldigen Fronteinsatz fiel.

Aus GKS und PGR

St. Pölten

Vom 3. bis 9. September 1988 fand ein Seminar für Führungskräfte aus Bundesvorstand der GKS und Vorstand ZV in Österreich statt. Es stand unter dem Thema: „Ihr sollt meine Zeugen sein – Zeugnisse des Glaubens in Österreichs Geschichte und Gegenwart.“*

Die Seminar-Teilnehmer waren für die Dauer des Seminars in St. Pölten im Bildungshaus St. Hippolyt untergebracht. Dort empfing und begrüßte am Sonntagvormittag, den 4.9.1988 Oberst Norbert Punz das Seminar.

Norbert Punz gehört der österreichischen Luftwaffe an, tat bis 1985 Dienst bei der Truppe, war zuletzt Kommandant eines Fliegerhorstbataillons; zur Zeit versieht O. Punz seinen Dienst im Bundesministerium für Landesverteidigung.

Seit 1972 ist O. Punz Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Soldaten (AKS); er ist Vorsitzender des AKS einer Militärpfarre und arbeitet seit vier Jahren als Präsidiumsmitglied bei der AKS.

Oberst N. Punz war des öfteren Gast der GKS bei den Wochen der Begegnungen. Vielen ist er wohl persönlich bekannt.

Nachstehend seine Begrüßungsworte und erste Einstimmung der Seminarteilnehmer:

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde und Freundinnen der zentralen Versammlung und der Gemeinschaft Katholischer Soldaten!

Zunächst ein herzliches Grüß Gott im Bildungshaus St. Hippolyt in der Landeshauptstadt von Niederösterreich St. Pölten.

Ich hoffe, Sie sind gut untergekommen und haben die Reisemüdigkeit überwunden, das klösterliche Frühstück überlebt und sind in der Lage, meinen kurzen Ausführungen über die Geschichte der Landeshauptstadt St. Pölten zu folgen.

Bevor ich nun endlich beginne, ich habe ja versprochen, kurz zu sein, glaube ich Ihr Verständnis zu haben, daß ich eine junge Dame engagiert habe, die uns in einer halben Stunde am Eingang erwarten wird, mit uns ca. 1 Stunde durch die Innenstadt bummeln und Ihnen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten von St. Pölten zeigen wird. Ich glaube, daß man viel mehr davon hat, wenn man etwas zu sehen bekommt und nicht nur mir wohl oder übel zuhören muß.

Wie Sie gestern über die Westautobahn gefahren sind, präsentierte sich St. Pölten als Silhouette einer modernen und zeitgemäßen Mittelstadt. Wenn wir aber einen Blick in das innere St. Pölten werfen, wird Sie die barocke Innenstadt, der Hauptplatz, der Dom mit dem Vorplatz durch seinen geschlossenen anheimelnden Charakter überraschen. Eingebettet in die reizende Landschaft zwischen Donau und Alpenvorland, begegnet man hier auf Schritt und Tritt ehrwürdigen Zeugen der noch in der Römerzeit wurzelnden Vergangenheit.

In den ersten vier Jahrhunderten nach Christus erstreckte sich auf dem Gebiet der heutigen St. Pöltener Altstadt die römische Zivilstadt Aelium Cetium. Im Zuge der Völkerwanderung hatte diese Siedlung ihre Bedeutung eingebüßt. Erst am Ende des 8. Jahrhunderts trat sie mit der Gründung des späteren Chorherrenstiftes wieder in die überlieferte Geschichte ein. Die Stadt des heiligen Hippolyt erlangte im 11. Jahrhundert das Marktrecht und 1159 das älteste erhaltene Stadtrecht Österreichs. Im 13. Jahrhundert erfuhr die bischöflich passausische Stadt eine Erweiterung um den heutigen Rathausplatz. Im damaligen Umfang verblieb die seit 1491 landesfürstliche Stadt bis 1860. Schon damals war St. Pölten als Markt- und Gewerbeort im Westen Niederösterreichs zentralörtlich von Bedeutung.

Durch Jakob Prandtauer und zahlreiche zeitgenössische Künstler erhielt die Barockstadt St. Pölten nach 1690 ihre Ausprägung. Die gegenreformatorischen Klostergründungen fielen zum Großteil den Reformen Josephs II. zum Opfer, wobei auch das Chorherrenstift aufgehoben wurde. Gleichzeitig wurde St. Pölten Bischofs- und Garnisonstadt, es erhielt eine Kattunmanufaktur und eine neue Magistratsverfassung. Die Errichtung der Westbahn um 1860 und der ihr folgenden Nebenbahnen gab St. Pölten die Funktion eines wichtigen Verkehrsknotenpunktes. Mit der Entstehung von Großbetrieben um die Jahrhundertwende war auch St. Pöltens Entwicklung zur Industriestadt verbunden. Nach Überwindung der Wirtschaftskrise des 2. Weltkrieges (St. Pölten hatte 39% Bauschäden und auch einen überdurchschnittlich hohen Blutzoll durch den Krieg) wurde das Stadtgebiet 1972 durch die Einbeziehung weiterer mit der Stadt bereits wirtschaftlich und kulturell verflochtener Orte flächenmäßig mehr als verdoppelt. Zur Gegenwartsbedeutung: Die Stadt hat eine Fläche von 108 km² und 50 000 Einwohner, mit den Zweitwohnsitzern beträgt die Einwohnerzahl 52 500. Die niederösterreichische Landeshauptstadt ist damit die siebentgrößte Stadt des Bundesgebietes. Von Norden nach Süden beträgt ihre Ausdehnung 18 km, von Osten nach Westen 12 km. Es gibt 8 000 bewohnte Häuser und 21 000 Haushalte. Das Stadtgebiet umfaßt 7 000 ha Äcker, 700 ha Gärten, 1 500 ha Wald und 300 ha Baufläche.

Die Infrastruktur wurde großzügig auf 80 000 Einwohner hin ausgelegt. Die Landeshauptstadt ist jetzt schon Sitz zahlreicher überregionaler und landesweiter Körperschaften und Verwaltungsstellen, vor allem des NÖ Militärkommandos, der NÖ Gebietskrankenkasse, des NÖ Landesgerichtes und der Diözese St. Pölten.

St. Pölten ist Österreichs jüngste Landeshauptstadt. Seit 60 Jahren währte der Wunsch Niederösterreichs, eine eigene Landeshauptstadt als größtes Bundesland zu haben.

Der Landeshauptmann aktualisierte 1984 die Landeshauptstadtfrage und veranlaßte die Stadt unverzüglich zur Bewerbung. 4 Städte haben sich beworben. St. Pölten, Wr. Neustadt und Krems (beide Städte werden Sie im Laufe dieser Woche noch besuchen) und Tulln. Bei einer Beteiligung von 61,3% der 1,2 Millionen Wahlberechtigten entschieden sich Anfang März 1986 über 56% für die Errichtung einer Landeshauptstadt, davon entfielen auf St. Pölten 44,6%. Die St. Pöltener haben mit fast 96% für ihre Stadt gestimmt. Natur-

lich hat man sich durch die Errichtung der Landeshauptstadt weitreichende wirtschaftliche Impulse erwartet, die zum Teil schon eingetreten sind.

Ich hoffe, ich konnte Ihnen einen ersten Überblick über St. Pölten geben, alles weitere und Details von der ortsansässigen Fremdenführerin. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

* Das Seminar wird, sobald die Unterlagen vollständig sind, noch ausführlich gewürdigt.

Poing

Brasilianische Bauern kämpfen um Grund und Boden

Arthur Schopf

Nirgendwo auf unserer Welt prallen derartig große Kontraste so aufeinander wie in Brasilien. Dieses südamerikanische Land ist wohl einerseits das an Bodenschätzen reichste Gebiet der Erde, andererseits ist es in den vergangenen 20 Jahren der Militärdiktatur durch Überbürokratie, Mißwirtschaft, Korruption und Staatsverschuldung so weit herabgesunken, daß der immer größer werdende Staatsschuldenberg heute bereits eine Höhe von 103 Milliarden Dollar erreicht hat. Mehr als zwei Drittel der Ackerflächen des Landes befinden sich im Besitz von Großgrundbesitzern, die bloß 1% der Bevölkerung ausmachen. Von den 130 Millionen Menschen dieses Landes sind etwa 30 Millionen ständig auf der Wanderung und Suche nach Arbeit und Brot, sie schlagen sich ohne Grund und Boden durchs Leben. Um diesen Übelständen etwas abzuwenden, hat Padre Arnildo Fritzen 1979 in Ronda Alta einen gewaltfreien Interessenkreis der Landlosen gegründet.

Im Rahmen des Weltgebetstages der Frauen in diesem Jahr wurden von Gerhard Schaffelhofer, dem Pfarrgemeinderatsvorsitzenden, und von dem Religionslehrer Ivo Fritzen, dem Bruder des brasilianischen Padre, die beiden brasilianischen Bäuerinnen Salete Campigotto und Serli Piovesan aus Ronda Alta nach Parsdorf im Landkreis Ebersberg eingeladen, um von dem Kampf für ihre Lebensrechte zu berichten.

Um den zahlreichen Besuchern im Parsdorfer Pfarrsaal einen Einblick in die verzweifelte Lage der brasilianischen Landarbeiter zu geben, zeigte Ivo Fritzen zunächst die ZDF-Reportage „Land mit Blut getränkt“. Um die von der Regierung versprochene, aber nie durchgeführte Agrarreform voranzutreiben — bis jetzt sind erst 3 000 Familien angesiedelt worden —, greifen die Bauern aus Verzweiflung zu harten Mitteln. Sie besetzen das Land der Großgrundbesitzer und errichten Notunterkünfte. Die Polizei, die geschlossen hinter den Großgrundbesitzern steht, welche als Gegenbewegung die „Demokratische Union“ gebildet haben, vertreibt die Bauern wieder, auch mit Waffengewalt. So wurden 1987 allein schätzungsweise 22 Bauern getötet. Sehr anschaulich erzählten die beiden brasilianischen Bauersfrauen über ihre Notlage. „Die Macht braucht Geld, um die Macht erhalten zu können“, meinten sie, „darum wird auch in Zukunft die Agrarreform eine Utopie bleiben. Nur durch unseren Kampf können wir Stück für Stück das Land zurückerobern!“

Nach ihrer Rückkehr aus Deutschland berichteten die beiden Frauen voller Staunen und mit großer Begeisterung von den Aktionen, die in der Bundesrepublik für die brasilianischen Landlosen unternommen werden.

Einem Brief von Padre Arnildo Fritzen von Anfang Mai d.J. ist zu entnehmen, daß sich die Lage der brasilianischen Bauern in keiner Weise geändert hat. Die Unzufriedenheit wächst von Tag zu Tag, da auch keine Absicht besteht, daß in absehbarer Zeit wieder Land zugeteilt werden wird. Ein großes Problem ist auch der katastrophale Zustand der Straßen zu den abgelegenen Siedlungen, wodurch die Fahrzeuge großen Beanspruchungen ausgesetzt sind. Teilweise aus Mitteln deutscher Hilfe konnte jetzt Padre Fritzen ein Diesel-Fahrzeug anschaffen, da auch der Betrieb mit Dieselöl wesentlich billiger kommt als mit Benzin.

Zuletzt dankte der Padre für die Unterstützung, die ihm aus Deutschland zuteil wird, mit den Worten: „Ohne diese Stütze wäre die Last des Kreuzes, das wir zu tragen haben, unerträglich!“

Bonn

*Mit Colt und Sheriff-Stern —
Porträt eines ungewöhnlichen Militärpfarrers*

Norbert J. Jeub

„Wenn man die Halunken nicht mit Gottes Wort bekommt, dann muß man eben andere Mittel anwenden“, meint Pastor William L. Travers, während er eine 8schüssige Smith & Wesson, einen Bobra-Trommelrevolver und eine Automatikpistole aus einer Schublade holt. Natürlich gesichert und entladen, denn hier in Deutschland braucht er diese Utensilien nicht. Wenn er im nächsten Jahr in die USA zurückkehrt, wird er sie wohl wieder laden, denn dort möchte er als Sheriff arbeiten. Pastor William L. Travers, von seiner Gemeinde liebevoll Father Bill genannt, ist seit 10 Jahren katholischer Pfarrer an der Amerikanischen Botschaft in Bonn. Doch nicht nur Amerikaner betreut er dort, auch Angehörige anderer Botschaften, ja sogar deutsche Generäle im Ruhestand. 27 Nationen sind insgesamt in seiner Gemeinde vertreten. „Wir haben hier eine richtige kleine UNO“, ulkt er. Rund 350 Gemeindeglieder hat Father Bill, und nach der Sonntagsmesse läßt er es sich nicht nehmen, jeden einzelnen Messebesucher vor dem Kirchenportal zu begrüßen. „Die Kirche gehört dem State-Departement“, erklärt er, „zusammen mit einer weiteren im Bereich des Pazifischen Ozeans sind dies die einzigen festen Kirchengebäude aller amerikanischen Botschaften.“ Seine Kollegen in anderen Ländern müssen Kantinen oder örtliche Kirchen benutzen.

Auf ein bewegtes Leben blickt der verschmitzt lachende, bärtige Mann zurück, dem man seine 69 Jahre nicht im geringsten anmerkt. 1949 trat der Angehörige des Karmeliterordens als First Lieutenant in die US-Airforce ein und besuchte als Militärpfarrer nahezu alle amerikanischen Stützpunkte im Ausland. Im Fliegerhorst Fürstenfeldbruck machte er sogar eine Ausbildung zum Düsenjägerpiloten. Als er 1971 in den Ruhestand trat, hatte er es bis zum Oberst gebracht. „Weil ich durch die Militärarbeit einen Pilotenschein hatte, sogar mit Erlaubnis zum Blindflug nach Instrumenten, bat mich der Sheriff von Solano County in Kalifornien um Unterstützung seiner Fliegerstaffel“, berichtet Father Bill. Doch zuvor habe er für 4 Monate eine Polizeiakademie in Santa Rosa besuchen müssen. Zwei Jahre lang war er dann sogar Kommandeur der Polizeifliegerstaffel des Sheriff's Department Solano County, bis er 1978 nach Bonn kam.

Nach seiner Heimkehr im nächsten Jahr will er die Polizeitätigkeit wieder aufnehmen. Seine Waffen, Handschellen, Uniform und Sheriff-Stern von damals hat er jedenfalls noch. „Dann werde ich tagsüber Polizeiwagen fahren und Flugzeuge fliegen und abends für die Pfarrgemeinde die Messe halten.“ Seine Bonner Gemeinde wird ihren Father Bill vermissen. Das steht fest. Und umgekehrt sieht es nicht anders aus. „Doch einmal muß Schluß sein“, meint er, „nach 10 Jahren brauchen meine Leute hier mal eine neue Stimme.“

Poing

*Mit der Kraft des Wortes gegen „Apartheid“
Südafrikanische Theatergruppe „Soyikwa“ auf Europa-Tournee*

Arthur Schopf

In der friedlichen Absicht, mit Worten gegen die Rassendiskriminierungs-Politik „Apartheid“ der südafrikanischen Regierung Botha anzukämpfen, gründeten schwarze Südafrikaner nach den blutigen Studentenunruhen in Soweto im Jahre 1975 unter der Leitung von Wole Soyinka, dem nigerianischen Literatur-Nobelpreisträger von 1987, das „Soyikwa Institute of African Theatre“, aus dem die Schauspielergruppe „Soyikwa“, das soviel bedeutet wie „We shall overcome“ (Wir werden es überwinden), Titel der Hymne der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der 60er Jahre.

Seit einigen Jahren ist dieses Schauspielerensemble mit dem Theaterstück „Siza“ (das Wort stammt aus der Zulusprache und entspricht dem Begriff „Hilfe“) von Matsemela Manaka unterwegs. Das Stück ist eine Manifestation des „Grassroots“-Theaters (Graswurzel-Theaters), das von unten herkommt und sich für die Entwicklung der Gesellschaft und den sozialen Wiederaufbau einsetzt.

Die Hauptperson dieses Schauspiels ist ein Händler für afrikanisches Kunstgewerbe (Alister Dube) der sich bemüht, seinen Freund (Sipho Buthelezi) von der Trunksucht zu heilen. Dabei werden nie plumpe politische Parolen gesprochen, sondern geschickt in die Handlung eingebaute Szenen aus dem afrikanischen Alltagsleben dargestellt. Am Schluß gelingt es dem Händler, seinen Freund aus der Lethargie zu reißen; denn als sich herausstellt, daß er Schuhmacher ist, beschließen sie, zusammenzubleiben, obwohl sich die Verkaufslizenz nicht auf Soweto, sondern auf eines der „homelands“, das sind die sogenannten „Townships“ (Wohngettos), wohin die Regierung versucht die Schwarzen umzusiedeln, bezieht. Besonders beeindruckend bei dem Theaterstück sind auch die Darbietungen der Tänzerin Seontjie Thapeli, die ebenfalls am Soyikwa-Institut ausgebildet wurde. In der Ausstattung und Kostümierung werden teilweise die Symbolfarben für „Apartheid“, d. i. „schwarz“ für das Haus, „grün“ für das Land und „gelb“ für den Reichtum bevorzugt.

Das Stück, das bereits über 200mal in südafrikanischen Städten und Dörfern — allein acht Wochen im Johannesburger Markttheater — mit Erfolg gespielt wurde, soll den Landbewohnern Anregung zur Selbsthilfe geben, denn viele müssen ihre kargen Löhne in Dia-

mantminen und Fabriken weitab von ihren Familien schwer verdienen. Z. Z. gastiert die südafrikanische Schauspielerguppe in der Bundesrepublik, dann geht es in die Schweiz, nach Frankreich und nach England. Im Hinblick auf die z. Z. geplante Hinrichtung der „Sechs von Sharpeville“ in Johannesburg ist diese Theatertournee besonders aktuell.

Munster

2000 beim ökumenischen Gottesdienst

Hans Stilbach

In der kleinen Heidestadt Munster gab es nach dem letzten Weltkrieg nur die alte aus Feldstein und Backstein errichtete St. Urbani-Kirche. Durch Flüchtlinge, Vertriebene, Eingemeindungen und Bundeswehr ist Munster in der Lüneburger Heide eine mittelgroße Stadt geworden. Hier entstand die erste bundesdeutsche Militärkirche St. Stephanus, die katholische St. Michael-Kirche und in Ortsteilen die Friedenskirche und die St. Martin-Kirche.

Gemeinsam zum Fest der Stadt fand im August 1988 ein ökumenischer Gottesdienst auf dem großen Marktplatz vor dem Rathaus bei strahlender Sonne unter Mitwirkung der sieben Geistlichen und der vereinigten Posaunenchöre statt, an der 2000 Besucher teilnahmen.

In Ansprachen und Predigten kam zum Ausdruck, daß es ein Anliegen Gottes sei, über Konfessionen hinweg Gott näher zu kommen. Es wurde zur Besinnung aufgerufen, die Schöpfungen Gottes, die Tiere, die Pflanzen, Luft und Wasser zu schützen. Die christlichen Kirchen sollen sich nach dem Willen Gottes für die Erhaltung unserer Erde einsetzen.

Bonn

Jubiläum

Am 3. September 1988 feierte unser langjähriger Redakteur Oberstleutnant a. D. Wilhelm Lehmkämpfer seinen 70. Geburtstag. Da er an diesem Tage mit seiner lieben Frau als aufmerksamer Berichterstatter am Führerseminar in Österreich teilnahm, konnte sein Geburtstag erst am 17.9.1988 in den Räumen seiner Pfarrkirche „Christi Auferstehung“ in Bonn-Röttgen gefeiert werden.

Zahlreiche Gratulanten hatten sich eingefunden, um dem rüstigen Jubilar ihre Dankbarkeit für sein unermüdliches redaktionelles Schaffen auszudrücken.

Der Vorsitzende der GKS, Oberstleutnant i. G. Paul Schulz, konnte im Namen des Bundesvorstandes dem Jubilar das große Kreuz der GKS mit Widmung überreichen.

Wilhelm Lehmkämer ist nach Militärdekan Msgr. Walter Theis und Kardinal Franz Hengsbach die dritte Persönlichkeit, der diese Ehrung zuteil wurde.

Als Kollege und Freund sage ich hier an dieser Stelle auch im Namen vieler Leser Dank für die vielen wertvollen Anregungen und Abhandlungen, die der Redakteur Wilhelm Lehmkämer für uns erstellt hat und noch erarbeitet.

Sein Beitrag zu unseren Büchern „Kirche im Wandel der Zeit“ zeigt deutlich die Qualität und den Tiefgang seiner Arbeit.

Gottes Segen möge ihn und seine liebe Frau noch lange Zeit begleiten.

H.F.

Aus der nahen und fernen Welt

Von der Robben-Insel in die Luxusklub

Die erstaunliche Kehrtwende in Sachen Nelson Mandela

Karl Breyer

Seit wenigen Tagen befindet sich der zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilte ANC-Führer Nelson Mandela in einer der teuersten Privatkliniken Südafrikas, der exklusiven Constantiaberg Mediclinic bei Kapstadt. Das luxuriös eingerichtete Doppelzimmer mit Bad erlaubt einen Blick auf die Rückseite des Tafelbergs, des Wahrzeichens der Hafenstadt. Nelson Mandela, der 18 Jahre auf der Robbeninsel und sechs Jahre in den Zellen des Pollsmoor-Gefängnisses verbrachte, verfügt nun über ein Fernsehgerät, einen Videorecorder und sogar ein Telefon. Außerdem stehen ihm alle südafrikanischen Zeitungen zur Verfügung. Er kann seine Verpflegung á la Carte bestellen und sich auch die entsprechenden südafrikanischen Weine aussuchen.

In der Politik der nationalistischen Regierung Südafrikas gegenüber dem siebzigjährigen inhaftierten ANC-Führer Nelson Mandela hat sich damit eine geradezu unglaubliche Kehrtwende vollzogen. Der zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilte ehemalige Rechtsanwalt wurde 1964 nach dem sogenannten Rivonia-Prozess auf die vor Kapstadt liegende Robben-Insel verfrachtet. Am Ende des aufsehenerregenden Prozesses, in dem bewiesen wurde, daß Mandela und seine Kampfgenossen den gewaltsamen Sturz der Regierung planten, sprach sogar die „Chicago Tribune“ vom 6. August 1964 von einer „Roten Verschwörung“, die von der südafrikanischen kommunistischen Partei mit vollem Wissen und der Unterstützung Moskaus geplant wurde. Nelson Mandela galt seitdem in burischen Kreisen — obwohl er im Gefängnis saß — als der Kopf der Terrororganisation „Umkhonto we Sizwe“ (Speer der Nation) und des verbotenen African National Congress, die für zahlreiche Bombenattentate, bewaffnete Überfälle und Hinrichtungen unbeliebter Gegner verantwortlich zeichnet. Der ANC-Führer selbst aber wurde im Laufe der Jahre das Idol des Kampfes gegen die Apartheid und für die Befreiung Südafrikas von der weißen Herrschaft. Böse Stimmen behaupten nach wie vor, daß weder die Frau des Gefangenen, Winnie Mandela, noch der ANC an der jetzigen Entwicklung oder sogar an einer Freilassung interessiert sind. Ein Opfer oder sogar ein Märtyrer der Apartheid dient der Auseinandersetzung mit den Buren und der Diskriminierung Südafrikas weitaus mehr als ein ANC-Führer in Freiheit.

Die südafrikanische Regierung, die es nicht verstanden hat, vor Jahren bereits das „Problem Mandela“ durch einen Gnadenakt zu lösen, ist seitdem immer mehr in die Ecke des „gnadenlosen Monstrums“ gedrängt worden, das kein Erbarmen mit seinen Gefangenen kennt. Wie auch bei anderen politischen Fragen und Entscheidungen geriet und gerät die Regierung Botha immer mehr in Zugzwang. Während man in Europa und in anderen Teilen der Welt Straßen, öffentliche Plätze und sogar Universitäten auf den Namen Nelson Mandela umtauft, debattieren Südafrikas Politiker nach wie vor über die Modalitäten und

die Folgen einer Freilassung des ANC-Führers. Bei der Beurteilung sollte man dennoch nicht außer acht lassen, daß niemand die Reaktionen der schwarzen Massen in Südafrika voraussagen kann und daß Botha anscheinend die „Explosion“ dieses Vulkans fürchtet, die dann wirklich das Land an den Rand des Bürgerkriegs treiben könnte.

Die Geburtstagsfeiern und -kundgebungen für den siebzigjährigen Mandela im Juli dieses Jahres und die sensationelle Nachricht, daß der ANC-Führer an Tuberkulose erkrankt sei, haben der Regierung Botha erneut die Brisanz des Problems deutlich gemacht. Stirbt Mandela im Gefängnis, so wird er als Märtyrer der Apartheid in die Geschichte eingehen. Läßt man ihn frei, so würde er an der Spitze der aufständischen schwarzen Massen das Land in ein Blutbad stürzen können. Die Regierung brachte den Tuberkulose-Kranken in eines der berühmtesten Hospitäler Südafrikas. Der Schweizer Spezialist Professor Heinrich Hertzog wurde hinzugezogen.

Heute gilt Nelson Mandela für so gut wie geheilt. Der Gefangene konnte mit dem schwarzen amerikanischen Geschäftsmann Robert J. Brown die Urheberrechtsfrage an seinem Namen im Hinblick auf TV-Produktionen, Filme, Fernsehkonzerte, Lebensbeschreibungen und Schallplatten regeln, er empfing wiederholt seinen indischen Rechtsanwalt Ismail Ayob, seine Frau Winnie und Tochter Zinsi. Dann kam die Verlegung in die Privatklinik mit Aussicht auf die Berge Kapstadts, deren Zimmer 165 Rand pro Tag kosten. Südafrikas Justizminister Kobie Coetzee war einer der ersten Besucher. Dann folgte die Politikerin der Progressiven Partei, Helen Suzman, die ihn mit glasierten Früchten überraschte (die er sich gewünscht hatte) und ihm Schokolade und Bücher brachte. Aus London kam schließlich Frau Rennie Mandela-Perry. Sie ist die geschiedene Ehefrau des Sohnes Makgatho Mandela aus der ersten Ehe des ANC-Führers. Sie brachte ihren vierzehnjährigen Sohn Mandla mit, der in Swaziland in einem Internat erzogen wird. Es wird behauptet, daß Nelson Mandela sich besonders für Mandla interessiert und Wert legt auf eine gute Schulbildung, da es sich um den einzigen männlichen Nachkommen der Familie Mandela handelt.

Aber wie auch immer: Der brasilianische Komponist und Samba-Experte Martinho da Vila braucht sich vorläufig noch keine Sorgen um den Erfolg seines neuesten Schlagers zu machen. Sein Song „Traum eines Lebens in Freiheit“, der von ihm geschrieben und komponiert wurde und dem Ehepaar Winnie und Nelson Mandela gewidmet ist, wird zur Zeit in Rio de Janeiro auf Platten gepreßt und hat alle Chancen, ein Bestseller zu werden. Von einer endgültigen Freilassung Nelson Mandelas ist — trotz aller Spekulationen und Gerüchte — nach wie vor keine Rede. Zumindest vorläufig nicht.

Österreich

Rolf Urrisk

Am 9.8.43 wurde Franz Jägerstätter in Brandenburg bei Berlin enthauptet. In Ehrfurcht gedenkt die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Soldaten (AKS) heute des 45. Todestages von Franz Jägerstätter. Franz Jägerstätter hat sich während des 2. Weltkrieges Kraft der Gnade Gottes, eigener Einsicht und nach gründlicher Information gegen den Bolschewismus und den Faschismus gestellt; er hat sich auch in den Kriegsjahren nicht durch Propaganda, Erpressung und Zwang den klaren Verstand, den Mut und den Glauben nehmen lassen. Verantwortungsbewußt bildete er in einem langen Entwicklungsprozeß sein Gewissen, so wie es auch heute von jedem Christen gefordert wird. Er erkannte die Unvereinbarkeit der nationalsozialistischen menschenverleugnenden Machtpolitik mit dem Naturrecht; er handelte den Aussagen Papst Pius XI. gemäß, die dieser in seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge“ getroffen hat.

Franz Jägerstätter war für sich zum Schluß gekommen, daß eine Trennung zwischen deutschem Staat und nationalsozialistischer Gesinnung nicht möglich war. Wer für diesen Staat kämpft, unterstütze damit gleichzeitig ein gottverachtendes Regime. Seinem persönlichen Gewissensentscheid verpflichtet, verweigert Jägerstätter daher den Kriegsdienst für Hitler und dessen Aggressionskrieg, ohne das Recht auf Selbstverteidigung damit in Frage zu stellen.

Nach seiner Ansicht hätte Österreich 1938 sehr wohl ein Verteidigungsrecht gehabt. Jägerstätter selbst hat auch als einziger Bürger seiner Gemeinde gegen den Anschluß gestimmt. Franz Jägerstätter überließ sich dem Henker, weil er, in selten anzutreffender innerer Kraftanstrengung, nicht willenloses Werkzeug Hitlers, sondern Mensch, Christ und Österreicher bleiben wollte.

Aus dieser Haltung heraus ist Franz Jägerstätter Vorbild für alle katholischen Soldaten Österreichs, die sich in vollem Bewußtsein zu ihrem Vaterland bekennen und bestrebt sind, getreu im christlichen Glauben für dieses auftragsgemäß und verantwortungsvoll zu handeln.

Franz Jägerstätter ist aber auch Vorbild in seiner durch den Geist des Evangeliums getragenen Toleranz, die er auch jenen bis zum Tod entgegenbringt, die nicht so handeln und denken, wie er.

Die AKS spricht sich aber gleichzeitig gegen jede einseitige Vereinnahmung von Franz Jägerstätter durch Gruppierungen aus, die die spezielle Kriegsdienstverweigerung Jägerstätters in der besonderen Situation des Nationalsozialismus als Rechtfertigung für Wehrdienstverweigerung im allgemeinen ansehen, ohne dabei zwischen gerechtfertigter Selbstverteidigung und unsittlicher Aggression zu differenzieren.

Santiago/Chile

Liebe Freunde!

Viele von Ihnen fragen sich, mit Recht, ob ich noch lebe. Es ist wirklich lange seit dem letzten Rundbrief. Ich habe Sie aber nicht vergessen. Immer wieder wollte ich schreiben, kam aber leider bis jetzt nicht dazu.

In den letzten Monaten bin ich praktisch mehr Tage unterwegs als in Santiago. Ich war in Arica, Iquique, La Serena, Los Andes, Rancagua, Valparaiso, Concepción, Chillán, Temuco und Osorno. Ich reise sehr gerne, und es ist immer eine schöne Erfahrung, aber langsam wird man auch davon sehr Müde.

Wir sind zur Zeit dabei, neue Richtlinien für die Katechese in Chile zu erarbeiten. Ich durfte an der Vollversammlung der chilenischen Bischofskonferenz in April teilnehmen. Dort haben wir einen „Fahrplan“ vorgeschlagen, dem zugestimmt wurde. Er hat verschiedene Schritte: Tagungen in den verschiedenen Diözesen, eine Tagung auf nationaler Ebene mit Vertretern der Diözesen, eine Tagung mit einer Kommission von 5 Bischöfen, die von der Vollversammlung gewählt wurden. Danach sollen wir einige schriftlichen Arbeiten vorlegen, damit die Vollversammlung der Bischofskonferenz sich damit befassen kann. Es sind die Bischöfe diejenigen, die die Richtlinien herausgeben.

Diese ganze Arbeit war nicht immer leicht. Vieles ist schon geschehen: die Tagungen in den Diözesen und die Nationaltagung. Die Tagung mit den Bischöfen findet am 7. und 8. Oktober statt, falls die politische Situation es erlaubt. Im Dezember findet die Vollversammlung der Bischofskonferenz statt.

Wie sehr die Arbeit in der Pfarrei darunter leidet, werden Sie sich sicherlich vorstellen können. Nebenbei halte ich immer noch die Vorlesungen im Priesterseminar und an der Katholischen Universität. Sie werden sich fragen, ob dies überhaupt möglich ist. Es ist ganz einfach: Zeitlich bedeutet mir nur ein ganzer Vormittag und die Vorbereitung nicht viel, weil ich schon zum 7. Mal die gleichen Vorlesungen halte. Die Studenten ändern sich, aber ich weigere mich, andere Vorlesungen zu übernehmen, die ich vorbereiten müßte.

Die Strickerinnen Marias machen jetzt ihre Arbeit ganz selbständig. Ich besuche sie nur ganz selten. Und es läuft sehr gut. Wir konnten sogar eine eigene Boutique eröffnen.

Die politische Lage hat sich sehr zugespitzt in den letzten Monaten. Alle Beobachter sind sich einig darüber, daß die Chilenen in zwei Gruppen mit jeweils ca. 50 % gespalten sind, wobei viele noch keine Entscheidung getroffen haben. Wir stehen mitten in der Wahlpropaganda für und gegen Pinochet. Der wirtschaftliche Aufschwung ist die beste Waffe der Regierung und die Verletzung der Menschenrechte die große Waffe der Opposition.

Am 30. August wird die Militärjunta einen Kandidaten ernennen (sehr wahrscheinlich Pinochet), und Anfang Oktober werden die Wahlen stattfinden. Inzwischen beten wir, damit jeder seine Meinung frei äußern kann und alle das Ergebnis respektieren. Ob wir in Frieden zur Demokratie zurückkehren können? Beten Sie mit!*)

Mit freundlichem Gruß und Segen

Pater Eduardo Cano

*) Nach dem Ausgang der Wahl besonders aktuell.

Südafrikas afrikanische Freunde (?)

Fast Gesamt-Afrika treibt Handel mit Pretoria

Karl Breyer

Das zweistündige Gespräch der südafrikanischen Außen- und Verteidigungsminister Pik Botha und General Magnus Malan bei dem Präsidenten der marxistischen Volksrepublik Denis Sasson-Nguesso war mehr als ein Höflichkeitsbesuch. Es wurde — wie offizielle Kreise bestätigten — nicht nur über die Lösung der Krise in Angola, sondern auch über wirtschaftliche und politische Probleme des südlichen Afrika geredet. Botha und Malan diskutierten außerdem mit maßgebenden kongolesischen Wirtschaftlern über ähnliche Fragen.

Das Ereignis wäre ohne große Bedeutung, gäbe es nicht immer wieder das Geschrei der westlichen Sanktionslobby, die damit argumentiert, daß auch Schwarzafrika und vor allem die sogenannten Frontstaaten den Boykott und die Isolierung der Republik am Kap wünschen. Die Wirklichkeit sieht anders aus, und die Ironie will, daß heute Südafrikas Position in Afrika „einzigartig“ ist. Es ist nicht nur so, daß die letzten Formen der westlichen Demokratie im restlichen Afrika immer mehr verschwinden (28 Staaten haben ein Einparteiensystem und 11 Militärdiktaturen), während Südafrika demokratischer wird. Die Republik hat sich auch innerhalb von sechs Jahrzehnten von einem unterentwickelten Land zu einer bedeutenden Militär- und Wirtschaftsmacht des Subkontinents entwickelt. Es verfügt heute als einziges Land des Erdteils über eine Wirtschaftsstruktur der Ersten Welt.

Es dürfte daher keineswegs erstaunlich sein, daß viele Staaten in Afrika sich für die Entwicklung am Kap besonders interessieren. Ein Beispiel dafür ist die Tatsache, daß verschiedene schwarz-afrikanische Staaten sich darum bemühten, Gastgeber der Gespräche zwischen Angola und Südafrika zu sein. Um so auffälliger ist also das Ereignis von Brazzaville, vor allem wenn man bedenkt, daß die regierende „Parti Congolais du Travail“ (PTC) sich offiziell zum Marxismus-Leninismus bekennt und die Regierung lange und freundschaftliche Beziehungen mit der Sowjetunion, Kuba und Angola hat.

Zur Zeit hat nur Malawi einen Botschafter in Pretoria. Dennoch unterhalten Simbabwe, Mosambik, Swasiland, Lesotho, Mauritius und die Elfenbeinküste durch offizielle Handelsvertretungen in Johannesburg oder Pretoria „wirtschaftliche Beziehungen“ zu dem „Apartheidsstaat“. Flugzeuge der staatlichen „South African Airways“ unterhalten regelmäßig (zum Teil tägliche) Verbindungen mit Sambia, Botswana, Zaire, Simbabwe, Mauritius, der Elfenbeinküste und den Kapverdischen Inseln. Auf der Insel Anjouan der Islamischen Republik der Komoren bauen die Südafrikaner einen Flugplatz und zwei neue Hotels, die hauptsächlich zur Erweiterung des südafrikanischen Tourismus gedacht sind. Bereits während der rhodesischen Zeit galt die Republik Gabun als Blockadebrecher. Güter aus er damaligen abtrünnigen britischen Kolonie wurden über Libreville verkauft. Heute wird das Land immer noch als stiller Partner des weißen Südafrikas betrachtet.

Fest steht, daß die Elfenbeinküste, Sierra Leone, Togo, die Zentralafrikanische Republik, Zaire und sogar Somalia wirtschaftliche und diplomatische Kontakte mit Pretoria pflegen. In Abidjan residiert ein südafrikanischer Handelsattaché. Südafrikanische Minister verhandeln in Mogadischu über Landrechte im Tausch für Waffenlieferungen, und Somalias Außenminister besuchte erst kürzlich den Burenstaat. Gaetan Duval, derzeit stellvertretender Ministerpräsident von Mauritius, ist ein regelmäßiger Gast in Johannesburg. In den angesehenen Hotels der südlichen Hemisphäre werden Weine vom Kap serviert (fast dreißigmal so teuer) und zum Frühstück gibt es vielfach Schwarzbrot und Pumpernickel der Astoria-Bäckerei in Johannesburg. An Bord der Flugzeuge der tansanischen Luftfahrtgesellschaft trinkt man Bier der südafrikanischen Brauereien, auch wenn das Land offiziell den Boykott fordert. Als kanadische Journalisten während der Commonwealth-Konferenz in Lusaka vom sambischen Präsidenten Kenneth Kaunda wissen wollten, warum es so viele südafrikanische Konsumgüter in den Geschäften gibt, behauptete das Staatsoberhaupt wider besseres Wissen, daß diese Güter von LKW-Fahrern ins Land geschmuggelt würden, die auf dem Weg nach Zaire und Malawi seien. Bayerns Ministerpräsident Franz Josef Strauß nannte Kaunda nicht umsonst den Mann, der heute „God save the Queen“ und morgen die „Internationale“ singt. Der Höhepunkt der Heuchelei ist jedoch die Haltung Nigerias, das auf Umwegen Güter und Maschinen in Pretoria kauft und Öl an den Apartheidsstaat liefert, aber gleichzeitig den unscheinbaren Staat Äquatorial-Guinea zwingt, südafrikanische Landwirtschaftsexperten auszuweisen, weil ihr Entwicklungsprojekt eine militärische Bedrohung für den westafrikanischen Giganten sein könnte. Kanonenbootpolitik des 20. Jahrhunderts.

Voller Lob sind die Südafrikaner dagegen über die Konsequenz der Marxisten von Brazzaville. Außenminister Antoine Ndinga-Oba empfing die Rassisten aus dem Apartheidsstaat zunächst zurückhaltend und finsterner Miene. Als er zwei Tage später General Magnus Malan und Außenminister Pik Botha auf dem Maya-Maya-Flugplatz verabschiedete, war die Atmosphäre freundlich und entspannt. Fernseaufnahmen im Close-up zeigten, wie die weißen und schwarzen Männer sich lange und intensiv die Hände schüttelten. Außenminister Ndinga-Oba sagte fast wehmütig: „Au revoir, mes amis. A bientot.“

Das aktuelle Buch

Wir auf dem Weg nach Bethlehem

Ein Begleiter durch die Adventszeit. Hrsg. von Renate und Hans Jürgen Rau. Burckhardthaus-Laetare Verlag, Schumannstraße 161, 6050 Offenbach a. M., 64 Seiten mit 80 farbigen Abbildungen, Offenbach 1987, ISBN 3-7664-9225-X.

Einen Höhepunkt im Kreislauf der kirchlichen Feste bilden die Weihnachtsfeiertage. Weihnachten aber ist das Fest, in dessen Mittelpunkt die Familie, nicht nur die heilige Familie steht. Mit der Adventszeit gehen dem Weihnachtsfest 24 Tage der Vorbereitung voraus. Und ein Begleiter durch die Adventszeit möchte dieses Büchlein für die ganze Familie sein. Deswegen auch die Unterteilung in 24 Erzählungen. In den Texten — sie stammen aus den Federn von Helmut Nemettschek, Armin Rudat und Otmar Schulz — erzählen Menschen, warum sie den Weg nach Bethlehem, den Weg zur Krippe mitgehen. Der Leser ist eingeladen, „im Betrachten der Darstellungen, beim Lesen oder Vorlesen der Geschichten den Spuren zu folgen und mit den einzelnen Figuren den Weg nach Bethlehem einzuschlagen; wobei Bethlehem nicht ein bestimmter Ort auf der Landkarte ist, sondern der Punkt, an dem Sie ihr persönliches Weihnachten entdecken.“ Das Buch endet jedoch nicht mit der Erzählung zum 24. Dezember: Es folgen noch die Flucht nach Ägypten, drei Gedichte und auf dem Buchrücken das Lukas Evangelium von der Auferstehung Christi. Diese letzten Seiten folgen scheinbar zusammenhanglos auf die Erzählung zur Adventszeit. Die Verbindung hierzu wird erst deutlich, wenn man auf dem Umschlag die Zeilen liest „Weihnachten ist der Beginn eines langen Weges“. Das Anliegen des Adventbüchleins ist es, die weihnachtliche Botschaft im Kontext der heutigen Welt zu begreifen. Helfen sollen dabei die zahlreichen bisher unveröffentlichten Abbildungen: Krippendarstellungen aus insgesamt 30 Ländern, die einen Querschnitt durch die Krippentradition verschiedener Kulturkreise bieten. In der Edition erschien als Ergänzung zu diesem Bildbändchen eine 30teilige Farbdiaserie.

E.A.F.

Angepaßt und treu ergeben — Das Rote Kreuz im „Dritten Reich“

Von Heiner Lichtenstein, mit einem Vorwort von Robert M. W. Kempner, 158 Seiten, 13 Bildseiten, Bund-Verlag GmbH, Köln 1988

Am 8. Mai 1988 war der Weltkongreßtag des Roten Kreuzes, an dem seiner Gründung vor 125 Jahren gedacht wurde. Der Rundfunkjournalist Heiner Lichtenstein legte zur gleichen Zeit ein Buch vor, daß sich kritisch mit der Arbeit des Roten Kreuzes während der Nazizeit von 1933 bis 1945 auseinandersetzt. Ich bin auch der Meinung, daß — wenn vorhanden — auch dunkle Flecken in der Vergangenheit dieser wichtigen Institution nicht verschwiegen werden sollen. Weit wichtiger und verdienstvoller scheint es mir allerdings, dem Leser — besonders weil viele in unserem Lande aus Altersgründen überhaupt nicht mehr über diese Zeit unterrichtet sind — die in langjährigen und oft schmerzlichen Erfahrungen erarbeiteten Grundsätze des Roten Kreuzes zu erläutern. Gerade das IKRK kann im Ernstfall nur wirksam arbeiten, wenn es genügend verstanden, anerkannt und unterstützt wird. Das gilt auch für die Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes. Daran mangelt es in unserem Land oft nicht weniger als in den Krisengebieten der Dritten Welt. Die Gelegenheit zu einer derartigen wirklich aufklärenden Berichterstattung wurde nach meiner Meinung in diesem Buch vom Autor fast völlig verpaßt.

Es ist sicher sehr öffentlichkeitswirksam — besonders für einen Rundfunkjournalisten —, in dieser Form sich mit der Arbeit des Roten Kreuzes auseinanderzusetzen. Genauso wirkungsvoll ist es, wenn eine Organisation wie Amnesty International Menschenrechtsverletzungen aufdeckt und in aller Welt anprangert. Sie muß dann allerdings damit rechnen, daß ihre Vertreter des Landes verwiesen werden. Das IKRK hingegen wird in der überwiegenden Zahl der Länder deshalb toleriert, weil es

sich auf die Einhaltung einiger Grundsätze international verpflichtet hat bzw. weil die Genfer Konvention es dazu zwingt. Hierzu gehören unter anderem absolute Neutralität und damit verbunden die strikte Verschwiegenheit. Nicht der publikumswirksame Auftritt, sondern die effizient im stillen geleistete Arbeit zugunsten der Bedrängten ist sein Anliegen. Und der Einsatz hat ohne Unterscheidung von Rasse, Nationalität oder Gesinnung zu erfolgen. Wer etwas anderes verlangt, setzt die humanitäre Hilfe des Roten Kreuzes völlig ungerechtfertigt aufs Spiel.

Angesichts dieser Sachlage sind viele Ausführungen dieses Buches für meine Begriffe völlig irrelevant. Das IKRK und mit ihm das Deutsche Rote Kreuz mögen vieles über die schrecklichen Vorgänge in Hitler-Deutschland gewußt haben. Wichtiger als eine Proteststimme unter vielen anderen war jedoch die Chance, die eigentliche Rotkreuzarbeit zu leisten, den vielen Kriegsgefangenen, Verwundeten und Vermißten möglichst wirksam Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen. Wie nachdrücklich würde man heute das Rote Kreuz anklagen, wenn es mit irgendwelchen Protesten völlig leichtfertig jede Hilfestellung für Millionen von Menschen aufs Spiel gesetzt hätte und durch Mißachtung eigener Grundsätze gleichzeitig seine Glaubwürdigkeit völlig in Frage gestellt hätte. Dies bedenkt der Autor in seinem Buch nicht.

Er geht auch nicht auf die gewaltigen Leistungen des IKRK und des Deutschen Roten Kreuzes ein. Für das Rote Kreuz war der Zweite Weltkrieg die bis dahin schwerste Prüfung. Das Komitee verlegte ein Hauptgewicht seiner Tätigkeit auf den Schutz und die Hilfe für die Millionen von Kriegsgefangenen. Hierbei konnte es sich auf die 1929 abgeschlossene Genfer Konvention über die Behandlung der Kriegsgefangenen stützen. In der Agence centrale de recherches des IKRK in Genf arbeiteten 4000 Mitarbeiter. Sie vermittelten im Laufe des Krieges zwischen Kriegsgefangenen und ihren Familien 120 Millionen, zwischen Zivilpersonen und ihren Angehörigen 23 Millionen Botschaften. Dazu kamen Transport und Verteilung von 33 Millionen Hilfspaketen. Delegierte des Komitees machten 11000 Besuche in Lagern für Kriegsgefangene. Allerdings war diese Schutz- und Hilfstätigkeit empfindlich eingeschränkt, weil weder die Sowjetunion noch Japan die Gefangenenkonvention von 1929 ratifiziert hatten. Man kann sich heute noch sehr eindrucksvoll vorstellen, was alles passiert wäre, oder besser gesagt, nicht hätte geschehen können, wenn das Deutsche Rote Kreuz nicht seinen Vorschriften entsprechend gehandelt hätte.

Aber noch stärker eingeschränkt waren die Aktionsmöglichkeiten des Roten Kreuzes — was Lichtenstein bei seinen Ausführungen völlig übersieht — zugunsten von Zivilpersonen, weil völkerrechtliche Grundlagen fast völlig fehlten. Trotzdem versuchte und tat das IKRK das irgendwie Mögliche. Es verteilte Hilfspakete an Deportierte und Flüchtlinge, es stellte Reisepässe an Emigranten aus, und es organisierte in Verbindung mit den nationalen Rotkreuzgesellschaften umfangreiche Hilfsaktionen für notleidende Bevölkerungsteile in Europa. Als Beispiel hierfür sei die Hungersnot in den Jahren 1941/42 in Griechenland genannt. Ein Buch, das der Aufgabenstellung des Roten Kreuzes nicht gerecht wird. Die gezeigten Photos stellen das Rote Kreuz nach meiner Auffassung in die Nähe der KZ-Verbrechen, auch wenn dieser Eindruck nicht gewollt ist.

K.W.B.

Von Bismarck zu Hitler — Ein Rückblick

Von Sebastian Haffner, 390 Seiten, Kindler Verlag GmbH, Redaktion Volker Zastrow, München 1987.

Dieses Buch „Von Bismarck zu Hitler, ein Rückblick“ ist die Frucht einer lebenslangen Auseinandersetzung des Autors mit Deutschland. Das Deutsche Reich war das größte staatliche Gebilde, in dem die Deutschen je zusammenlebten — und das morscheste zugleich. Denn in ihrer über tausendjährigen Geschichte machte die Existenz dieses Reichs nur ganze 80 Jahre aus. Für einen Staat ist das ungeheurer wenig — gerade die Dauer eines Menschenlebens. Sebastian Haffner hat dieses Alter erreicht. Sein Leben teilt sich zur Hälfte in die Zeit des Reichs und in die seiner Nachkriegsgeschichte und sei-

ner Teilung. Das bietet Anlaß zu einem Rückblick. Für Haffner beginnt das Scheitern des Deutschen Reichs bereits mit seiner Gründung. Aber er sieht die Ursachen dafür nicht in einer besonders kriegerischen Mentalität der Deutschen, die er mit warmem Herzen und kühlem Kopf beschreibt. Auch Preußen und sogar die chauvinistische Nationalbewegung sind in Haffners Augen nicht schuld am Untergang des Reichs. Selbst Hitlers persönliche Rolle wird nach Ansicht des Autors oftmals übertrieben. Es ist die „unglückliche Größe“, die Haffner für den programmierten Zusammenbruch verantwortlich macht. Zu mächtig für jeden einzelnen seiner Nachbarn, aber auch nicht groß genug, um sie alle zu beherrschen, steckte es von Anfang an in einem Dilemma. Selbst wenn es nicht der Versuchung erlegen wäre, sich zur Vormacht in Europa emporschwingen zu wollen, hätte es nur geringe Überlebenschancen gehabt. Aber auch das sollte nicht vergessen werden, die Formierung eines großdeutschen Reiches, wie sie Hitler mit dem „Anschluß“ im Münchener Abkommen erreichte, hatte schon Stresemann ins Auge gefaßt, und der österreichische Reichstag hatte ihn schon 1919 gefordert. So gesehen führt eine direkte Linie von Bismarck über die Weimarer Republik bis hin zu Hitler — und Sebastian Haffner zeichnet diese Linie mit gewohnter Brillanz nach. Er analysiert in diesem Buch die Ereignisse von 1871 bis 1945 und räumt mit Vorurteilen und Legendenbildungen auf und vermittelt jedem Leser einen eindrucksvollen Überblick über die Geschichte des Deutschen Reiches in diesen Jahren. Der Autor vermittelt diese Geschichte völlig souverän und unpräntiös und legt damit einen Gewinn für jeden Leser vor, mit dem man genüßlich umgehen sollte.

Helmuth James Graf von Moltke — Völkerrecht im Dienst der Menschen

Dokumente — herausgegeben und eingeleitet von Ger van Roon, Deutscher Widerstand 1933—1945, Zeitzeugen und Analysen, herausgegeben von Karl-Otmar von Aretin, Ger van Roon und Hans Mommsen, 352 Seiten, Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin 1986.

Der Widerstand gegen Hitler und die Nazis in den Jahren 1933 bis 1945 war im Deutschen Reiche umfassender und stärker, als wir heute glauben und wissen. Dieses Buch vermittelt einen interessanten Einblick in die damalige Zeit mit ihren vielfältigen Problemen. Es zeigt den Weg von Helmuth James Graf von Moltke in den Widerstand und den Tod auf, dessen Großvater ein Neffe des berühmten Chefs des deutschen Großen Generalstabes, Helmut Graf von Moltke, war. Diese Edition vermittelt wichtige Texte von und über Helmuth James Graf von Moltke und ist als Nachklang zu der 40. Wiederkehr seiner Hinrichtung am 23. Januar 1945 gedacht. Sie vermittelt Einblicke in seine Gedankenwelt und sein Wirken und seine völkerrechtliche Tätigkeit in der Gruppe Völkerrecht in der Amtsgruppe Ausland-Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht und seinen Einsatz und Kampf gegen Willkür und Terror und für Rechtsstaat und Recht. Im Range eines Majors stehend, hat er nie Uniform getragen, obwohl er mehrmals dazu aufgefordert wurde. Helmuth James Graf von Moltke stand in der Weimarer Republik der linksliberalen Deutschen demokratischen Partei nahe. Mit führenden Persönlichkeiten war er bekannt — so etwa mit dem Heidelberger Professor Willy Hellpach, der 1924 Staatspräsident in Baden und 1952 Kandidat bei der ersten Reichspräsidentenwahl gewesen war, oder mit den Reichjustizministern a. D. Eugen Schifferer und Erich Koch-Weser. Sehr schätzte Moltke aber auch Politiker wie den preußischen Kulturminister Carl Heinrich Becker und Reichskanzler Heinrich Brüning.

Helmuth von Moltke trat im OKW stets für die völkerrechtlichen Belange ein und hatte in seinem Chef, Admiral Canaris, einen Menschen gefunden, der seine Arbeit deckte. Er konnte sich stets darauf berufen, daß dieser ihm persönlich aufgetragen habe, darauf zu achten, daß geltendes Kriegsrecht auch beachtet wurde. Moltke ging oft zu Canaris und dieser erteilte Moltke auch unmittelbar bestimmte Aufträge. Die wichtigsten Angelegenheiten ließ Moltke nicht durch seinen Abteilungschef unterzeichnen, sondern legte sie Canaris selbst vor.

Es ist deshalb kein Wunder, daß Moltke unmittelbar auf Grund seiner Einstellung Zugang zum Widerstand fand. Über die Folgen, die daraus entstehen konnten, war er sich durchaus im klaren; sagte er doch im Jahre 1941 zu F. Christiansen-Weniger: „Falls ich gehängt werden sollte, bin ich nicht der

erste Moltke, der gehängt wird, und werde hoffentlich nicht der letzte sein.“ Aus diesem Grund ist für den Verfasser dieser Zeilen der heutige Widerstand so etwas wie ein Nonsens, der direkt zum Fernsehauftritt führt und keine Folge für Leib und Seele beinhaltet. Er schuf sich im Laufe der Jahre auf seinem gut Creisau in Schlesien einen Kreis von Gleichgesinnten, der als Creisauer Kreis weltbekannt wurde und einer der zentralen Widerstandszentren im Kampf gegen Hitler und die Verbrechen der Nazis war. Im gehörten u. a. von Trotha, von Einsiedel, Reichwein, Peters, von der Gablenz, Christiansen-Weniger, Peter Graf Yorck von Wartenberg, Stelzer, Alfred Delp und Eugen Gerstenmaier an. Dieses Buch vermittelt gerade der Jugend einen bedeutsamen Einblick in die damalige Zeit und dürfte für Soldaten eine interessante und wichtige Lektüre sein.

K.W.B.

Europa '92 — Der Vorteil des Binnenmarktes

Von Paolo Cecchini, in Zusammenarbeit mit Michel Catinat und Alexis Jaquemin, deutsche Bearbeitung von Michel Stabenow, Lenkungsausschuß für das Forschungsprogramm „Kosten der Nichtverwirklichung Europas“, 151 Seiten, 21 Tabellen, 3 Abbildungen, Nomos Verlagsgesellschaft mbH u. Co. KG, Baden-Baden, 1. Auflage 1988.

Eine gesunde wirtschaftliche Basis ist die Voraussetzung und die Grundlage der Verteidigung der westlichen Demokratien Europas. Deshalb ist es von Bedeutung, wenn sich Westeuropa nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich eng zusammenschließt. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß die Europäische Gemeinschaft im Jahre 1992 eine wirtschaftlich geschlossene Einheit bilden wird. Dann ist Europa mit 324 Millionen Verbrauchern mit Abstand der größte Markt der westlichen Welt, größer noch als die USA, die 246 Millionen Konsumenten zählen. Insgesamt verfügen die Einwohner der 12 EG-Staaten über eine kaum vorstellbare Kaufkraft von rund fünf Billionen Mark — eine Zahl mit zwölf Nullen.

Dies geht aus dem soeben in Bonn vorgelegten sogenannten Cecchini-Bericht hervor, der sich ausführlich mit dem Projekt „Europäischer Binnenmarkt bis 1992“ auseinandersetzt. Er wurde auf Initiative des britischen EG-Kommissars Lord Cockfield erstellt und führt aus, daß eine europäische Rechnungseinheit von rund 2,50 DM, die wahrscheinlich auch einmal eine gemeinsame europäische Währung sein wird — einsparen werden, wenn dieser Binnenmarkt Wirklichkeit wird. Die dadurch freiwerdenden Mittel würden in wenigen Jahren ein Wirtschaftswachstum von rund 5% und die Schaffung von ungefähr 5 Millionen neuen Arbeitsplätzen in der Europäischen Gemeinschaft erlauben. Der Italiener Paolo Cecchini hat mit einem Team von Wissenschaftlern aus ganz Europa diese Studie hergestellt. Unter Mitwirkung von zwei Dutzend Consulting-Firmen und Forschungsinstituten wurden Vertreter von insgesamt 11000 Industrie- und Dienstleistungsunternehmen interviewt sowie Preisvergleiche in den Ländern der Gemeinschaft angestellt. Die derzeitigen Mehrkosten, die zwischen 170 Mia. und 250 Mia. Ecu angesiedelt werden, könnten durch den Abbau der derzeitigen Zerstückelung des Gemeinsamen Marktes aufgehoben werden. Die Studie schätzt den EG-weit bis heute nicht genutzten Jahresumsatz der Unternehmen etwa auf 15 Mia. Ecu. Dieser Binnenmarkt würde ganz erheblich mit dazu beitragen, daß auf dieser gesunden wirtschaftlichen Basis in Zukunft auch die Verteidigung Westeuropas gesichert ist. Ein Buch, das man jedem empfehlen kann, der sich für die Zukunft Europas interessiert.

K.W.B.

Königsteiner Jahrbuch 1989

Herausgeber: Albertus-Magnus-Kolleg, Postfach 1229, 6240 Königstein/Taunus.

Sehr frühzeitig ist der Redaktion dieses Jahrbuch zugegangen. Eine Besprechung im üblichen Sinn ist hier nicht möglich. Obwohl dieses Büchlein sich vorwiegend an Heimatvertriebene wendet, hat es für alle Menschen eines wachen Sinnes viel auszusagen.

Neben dem Kalendarium werden besinnliche und unterhaltsame Beiträge geboten. Der Rückblick unter dem Titel „Wiedersehen mit Ostpreußen“ ist aber der eigentliche Anlaß der Besprechung. Von gleicher Eindringlichkeit sind aber zugleich die Berichte aus Schlesien.

Die eindrucksvollen Bilder zeugen von einer europäischen Kulturlandschaft deutscher Prägung. Man erkennt die Leitlinien christlich-abendländischen Geistes mit den besonderen Merkmalen deutscher Akzente. So ist der Verlust dieser Gebiete schwer. Und sofort stellt sich die Frage nach dem „warum“. Die Antwort lautet leider, weil ein brutaler Utopist als Machthaber mit einem Rudel von willfährigen Handlangern und einem irgeleiteten und vernebelten Volk einen Teil des Ahnenerbes in einem sinnlosen und blutigen Krieg verspielte. Es kann nicht verschwiegen werden, daß auch Angehörige anderer Nationen Böses getan haben, aber unsere Staatsführung unter den Nazis hat das Gut der Nation leichtfertig aufs Spiel gesetzt und verloren.

Um so wohlthuender ist es, daß in diesem Jahrbuch nicht nach Rache oder Vergeltung gerufen wird, sondern zum Gebet für die Völker, die noch nicht frei sind und sich nicht gefahrlos zu ihrem Glauben bekennen können.

In einem geeinten Europa haben alle diese kulturellen Schätze Platz und Bedeutung.

H. F.

Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz

Augustinus Reineke, Erinnerungen und Erlebnisse, Ereignisse und Dokumente, Verlag Bonifatius-Druckerei, Postfach 1280, Liboristr. 1—3, 4790 Paderborn, 356 Seiten, 16 Bildseiten s/w, ISBN 3870885130.

Der Autor Augustinus Reineke wurde 1908 geboren und 1934 zum Priester geweiht. Er lebt als ehemaliger Pfarrer und Dechant in Detmold. Reineke hat die NS-Zeit in vollem Bewußtsein erlebt und ist daher ein unerläßlicher Zeitzeuge, wenn es gilt, auf die Fragen der Jugend von heute Antwort zu geben. Er hat in diesem Buch seinen persönlichen Erfahrungsbericht geschrieben. Es geht also nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern um die Erzählung, *was der Autor in der Zeit und wie* er das 1000jährige Reich erlebt hat. Es ist — und der Autor betont das besonders — durchaus möglich, daß der „Zeitgenosse nebenan“ andere Erlebnisse hatte.

Im ersten Kapitel gibt Reineke eine gute Übersicht über die vielfältigen kirchlichen Jugendvereinigungen um das Jahr 1932. Diese Vielfalt muß man kennen und berücksichtigen, wenn man das Geschehen später beurteilen will. Sicherlich kann heute gesagt werden, daß diese Vielfalt auch zur Zersplitterung geführt, aber andererseits den jungen Menschen auch mehr Ausdrucksmöglichkeiten gegeben hat als heute die „Organisation“ der Pfarrjugend. Die dramatische Zeit mit Bundespräses Prälat Ludwig Wolker, mit dem Schöpfer von vielen Kirchenliedern Georg Thurmaier ist hier auch in der kurzen Schilderung ergreifend.

In den Kapiteln 2 und 3 wird dann die Zerschlagung der Kath. Vereine sehr übersichtlich dargestellt.

Insbesondere wird deutlich, mit welch kleinlichen Schikanen versucht wurde, die jungen Menschen zu verunsichern. Die Schilderung der Zeitumstände z. B. im 6. Kapitel mit einem Rückblick auf „Devisen-“, „Sittlichkeitsprozesse“ usw. ist auch heute noch beklemmend. Oder vielleicht heute mehr denn je, weil man sich schon nicht mehr vorstellen kann, wozu eine diktatorische Regierung fähig ist.

Die Organisation wurde zwar zerschlagen, aber überall bildeten sich — vorwiegend um die Geistlichen — Kernkreise. Die „Jugendseelsorge“ wurde von der Vereins- und Verbandsarbeit in die Pfarrei- en verlagert.

Ebenso wird deutlich, wie sich ein geistiger Widerstand entwickelte. Es wurden immer wieder Schriften entworfen, gedruckt und versandt. Sie erreichten sogar die Empfänger in der Mehrzahl. Im Krieg

spielte der Brief für den Soldaten eine große Rolle. Ebenso war die große Gemeinschaft, die gemeinsam die Liturgie feiern konnte, ein ständiger Kraftquell.

Sehr eindrucksvoll ist dann auch die Schilderung innerkirchlicher Spannungen.

Ergreifend sind die Geschehnisse bei der Wahl von Erzbischof Lorenz Jaeger geschildert, der ja ein geachteter Studienrat und Divisionspfarrer war.

Mit dem 14. Kapitel beginnt dann die Darstellung des Neubeginns nach dem Krieg — mit aller Sorge und Not der damaligen Zeit. Sicherlich sind hier manche Weichen aus dem Zwang der Verhältnisse anders gestellt worden, als es vielen Jugendlichen heute als sinnvoll erscheinen mag. Das Ziel ist aber immer das gleiche: Weitergabe des Glaubens an die nachfolgende Generation.

Ein interessanter Dokumentarteil und instruktive Bilder vervollständigen dieses lesenswerte Buch.

H.F.

Berühmte Flugzeuge der Luftwaffe 1939—1945

Eric Brown, Motorbuch-Verlag, Postfach 103743, Böblinger Straße 18, 7000 Stuttgart 1, ISBN 3-87943-846-3, 260 Seiten, 235 Fotos und Zeichnungen.

Eric Brown, ein hochdekoriertes englischer Jagdflieger und britischer Testpilot für die Erprobung deutscher Beutemaschinen, sammelte bereits im Krieg Daten und Fakten über die Maschinen der deutschen Luftwaffe.

Hinzu kommt, daß der Autor mit der deutschen Sprache gut vertraut ist. So gelang es ihm, 55 deutsche Maschinen in die Luft und wieder heil herunterzubringen, obwohl nur für einige Typen Bedienungsanleitungen vorlagen.

Daher verfügt Brown über genügend Wissen, um die Maschinen klassifizieren zu können. Da er außerdem mit W. Messerschmidt, E. Heinkel und K. Tank enge Kontakte herstellen konnte, kann er in seinem Werk auch mit seltenen Fotos und Konstruktionszeichnungen aufwarten. Aus all diesen Faktoren ist ein Werk entstanden, das nicht nur für die ehemaligen Angehörigen der LW oder aktive Flieger der Luftwaffe der Bundeswehr interessant ist.

Zugleich deutet dieses Buch aber auch die sehr verschlungenen und oftmals aus der Not der ehemaligen deutschen Luftwaffe entstandenen Forschungswege an.

Bei aller Begeisterung für die Technik, ist dieses Buch auch ein Mosaiksteinchen für die Fehler politischer Entscheidungen. Wird man diese Gedanken weiterführen und ergänzen, dann erkennt man den bodenlosen Leichtsinn und die Wirklichkeitsfremdheit von Hitler, Göring und einer Reihe hochgestellter Persönlichkeiten.

Ein interessantes Buch und ein Beitrag zur Technik und zur Zeitgeschichte.

H.F.

Deutsche Flugzeugführerschulen und ihre Maschinen 1919—1945

Karl Ries, Motorbuch-Verlag, ISBN 3-613-01227-8, 230 Seiten, 500 Fotos.

Karl Ries ist als Verfasser zahlreicher Dokumentationen zur Luftfahrtgeschichte bekannt. Umfangreiches Wissen und eine Liebe zur Detailfreude zeichnen seine Arbeiten aus.

Mit diesem Buch bringt der Autor nicht nur alte Erinnerungen, sondern einen Beitrag zur Geschichte.

Man kann sich noch einmal an die sehr diskriminierenden Bedingungen des Friedensvertrages von Versailles erinnern. Vor diesem Hintergrund versteht man dann auch, daß der Aufbau einer neuen

Fliegertruppe strengster Geheimhaltung unterlag. So wurde es sehr schwer, authentisches Material zu beschaffen. Mit Unterstützung des Freiburger Militärarchivs und der deutschen Dienststelle der WAST/Berlin konnte dennoch eine Menge hervorragenden Materials dokumentiert und veröffentlicht werden.

Die Vielfalt der eingesetzten Maschinen vom Segelflugzeug, über Doppeldecker, Jäger, Bomber bis zu ausländischen Modellen ist erstaunlich.

Es wird nicht verschwiegen, daß die Fliegerbegeisterung der damaligen Jugend in den Aufbauplan einbezogen wurde. Die Motivation zum Fliegen war damals nicht zu bremsen. Über die politischen Hintergründe dachte man in der Masse nicht nach.

So ist die Entwicklungsgeschichte der Zivil- und Militärluftfahrt bis in die Geschwadergeschichte ein hervorragender Beitrag zur Zeitgeschichte.

Für besondere Interessenten sind auch erstmals die Wappen aller Flugschulen wiedergegeben.

H.F.

Zielgebiet Weltmeere

Dokumentation der Einsätze im 2. Weltkrieg, Edward H. Sims, Motorbuch-Verlag, ISBN 3-613-01228-6, 258 Seiten, 38 Fotos und Zeichnungen.

Der Autor E. H. Sims ist ehemaliger Jagdflieger und Journalist. Er ist Amerikaner und hat jahrelang in England und Deutschland gelebt.

Da er 12 namhafte Kampf- und Jagdflieger aus den USA, aus Großbritannien und Deutschland kennenlernte, entstand ein Zeitdokument von großer Eindringlichkeit. Dem Autor ist es gelungen, bereits im Vorwort auf geschichtliche und strategische Überlegungen hinzuweisen und diese Gedanken in der Dokumentation aufzugreifen.

So ist die dramatische Schilderung der Vernichtung der Bismarck auch heute noch nicht ohne innere Anteilnahme zu lesen. Aber ebenso eindringlich sind die Tatsachen und Fakten über den verbissenen Kampf der Japaner und Amerikaner in Fernost.

Die Vernichtung des russischen Kampfschiffes „Marat“ und auch der Bericht über den Beginn der Invasion in der Normandie sind von hohem zeitgeschichtlichen Wert. Die Fehler der Führungen, aber auch die Offenlegung persönlicher Gefühle und Gedanken beeindrucken den Leser tief. So ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte auch für die heutige Generation. Die politischen Folgen, die daraus zu ziehen sind, weisen darauf hin, daß Krieg heute keinen Platz mehr unter den Völkern haben darf. Ein zur Besinnung mahnendes Buch.

H.F.

Von seinem Geist getrieben

Carlo M. Martini, Dynamische Gemeinde nach der Apostelgeschichte, Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau, ISBN 3-451-20252-2, 144 Seiten.

Carlo M. Martini wurde 1927 in Turin geboren, ist seit 1944 Jesuit, seit 1979 Erzbischof von Mailand und wurde 1983 zum Kardinal ernannt. Als Bibelwissenschaftler versteht es der Autor, exegetische Forschung mit spiritueller Schriftlesung zu verbinden.

In diesem Werk geht er von der Apostelgeschichte, dem zweiten Teil des lukanischen Doppelwerkes, aus.

Diese Abhandlung gilt heute unbestritten als das wichtigste Zeugnis der christlichen Urgemeinden. Aus ihm wird erkennbar, mit welcher Dynamik sich das Christentum ausgebreitet hat.

In neun Meditationen geht nun der Bischof den Weg durch die Apostelgeschichte. Er beginnt mit der Schriftlesung. Für manchen Gläubigen von heute wird eigentlich etwas Selbstverständliches — und doch so oft Vergessenes — wiederholt: „Schriftlesung ist die *geordnete* Übung des persönlichen Horchens auf das Gotteswort.“

Übung ist etwas Aktives! Geordnet bedeutet, sich in die der Übung eigenen Dynamik hineinzugeben. Und Horchen ist das Hinnehmen des Gotteswortes als Geschenk. Persönlich bedeutet, eigenen Anteil zu haben an dem Wort, das in der Kirche vorgelesen wird. Und aus dem Gotteswort spricht der Geist, der die Wirklichkeit der Welt durchdringt. So ist jede dieser Meditationen mit einem Hören auf die Schrift und dem Übertragen in das tägliche Tun verbunden.

Der Autor läßt sich an sich gut verstehen. Aber man muß sich hüten, das Buch wie einen „Roman“ zu lesen. Jeder Abschnitt sollte bedacht werden, um dann erst an den nächsten Text heranzugehen.

Das Büchlein endet mit einer geistlichen Besinnung über den Plan Gottes. Die Lösung wird dann am Verhalten des Apostels Paulus verdeutlicht:

Ein Entscheid zwischen richtig und unrichtig ist nicht das Wesentliche, sondern die Lösung bedeutet, daß der Wille des Herrn geschehen soll. Der Plan Gottes hat über den einzelnen Menschen hinaus Geltung.

Differenzen, Spannungen werden in diesem Werk nicht ausgeklammert. Aus der allzu menschlichen Verhaltensweise des heutigen Christen, der ja wie ehemals „typisch“ christlich in gutem wie auch im schlechten Sinne ist, erwachsen Hoffnung und Wegweisung für eine persönliche und gemeindlich-kirchliche Lebenserneuerung.

H.F.

Sonntag ist — na und?

Berichte und Anregungen. Ein Taschenbuch der Bistumspressen, Vorwort: Bischof Georg Moser †, Verlag Herder, Hermann-Herder-Str. 4, 7800 Freiburg, ISBN 3-451-08300-0, 124 Seiten.

Zehn Bistumsblätter haben das Thema „Sonntag“ über ein Jahr lang verfolgt und die besten Beiträge zu einer Jahresarbeit zusammengestellt.

Ergänzt wird dieser Bericht durch die Verlautbarungen der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der evangelischen Kirche von 1984 und 1985.

Der verstorbene Bischof G. Moser schreibt in seinem Vorwort: „Wer den Sonntag kaputt macht, macht auf die Dauer das Menschsein kaputt.“

Die Berechtigung dieses Ausspruches wird bei der Lektüre des Büchleins deutlich.

Aus den verschiedensten Gesichtswinkeln haben die Autoren das Thema betrachtet, von der Geschichte im Alten Bund bis zu den Gegebenheiten der Neuzeit. Manche neue Perspektive wird erkennbar.

Das Büchlein ist wert, gelesen und bedacht zu werden.

H.F.

Auferstehen mit Christus

Meditationsgedanken zur Osterbotschaft, Mathilde Wiemann, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstr. 87, 8000 München 83, ISBN 3-87996-201-4, 79 Seiten.

Mathilde Wiemann ist, geboren in Hamburg, Benediktinerin der Abtei St. Ehrentraud in Kellenried bei Ravensburg. Sie will mit ihren Gedanken dazu beitragen, etwas von jener Freude zu vermitteln, von der die Ostertexte durchdrungen sind und von der der Christ sein Leben zehren sollte.

Das Tiefgründige in dieser Schrift ist, daß sie zwar vom Geschehen um Ostern ausgeht, vom Karfreitag, dem Tod am Kreuz — über die Auferstehung und die Zeit danach, bis zu den Verheißungen Christi, daß aber der Inhalt Bedeutung für jeden Tag hat.

Die paulinische Osterbotschaft ist der Kern des Glaubens der Urgemeinde. Sie wird von Mund zu Mund weitergegeben und enthält daher Uneinheitlichkeiten, die gerade die innere Wahrheit erkennen lassen, weil sie überzeugend zum Ausdruck bringen, daß die Auferstehung Christi alles menschliche Begreifen übersteigt und bezeugte Tatsache ist. Mit sehr feinem Zartgefühl erschließt Sr. Mathilde die Texte und regt zu eigenständigen Überlegungen, aber auch zur meditativen Hineingabe in das Wort an. Ein hilfreiches Buch für alle Tage.

H.F.

Ethik des Friedens

Soziale Perspektiven, Valentin Zsifkovits, Veritas-Verlag, Linz/Österreich, ISBN 3-85329-607-6, 224 Seiten.

Der Autor DDr. Valentin Zsifkovits, Jahrgang 1933, ist Universitätsprofessor an der Universität Graz und Vorstand des Instituts für Ethik und Sozialwissenschaft. Er ist einer der führenden Mitarbeiter bei der Erstellung des „Katholischen Soziallexikons“.

Er führt in seinem Buch von den Begriffserklärungen und Grundlagen zu einer umfassenden Strategie des Friedens. Grundsätzlich geht er — wie auch wir von der GKS — davon aus, daß Krieg kein taugliches Mittel zur Lösung von Konflikten mehr ist und daher nicht sein darf.

„Der Krieg ist nicht *irgendein* Übel, sondern eines der *allerschrecklichsten*, zumal heutzutage jeder Krieg zu einer Totalvernichtung der Menschheit eskalieren kann.“

Folgerichtig sind dann die Kapitel eingeteilt in

- Friede durch Überwindung des Krieges;
- Friede durch humane, d.h. vor allem gewaltlose Konfliktaustragung;
- Friede durch Verwirklichung einer gerechten und dynamischen Freiheitsordnung;
- Friede durch Erziehung zum Frieden.

Insbesondere das Kapitel 3 bringt etliche neue Ansätze, die sich lohnen, weitergedacht und diskutiert zu werden. Ebenso ist Kapitel 4 überdenkenswert.

Insgesamt ein Buch, das bei allen Diskussionen um den Frieden beachtet werden muß. Das Thema Frieden wird noch lange behandelt werden müssen und nie zu einer „ewigen“ Lösung führen, denn *den* Frieden schenkt nur Gott.

H.F.

Kinder — unsere Zukunft

Plädoyer für die Ungeborenen, Hänsler-Bücher, Bismarckstr. 4, Postfach 1220, 7303 Neuhausen, ISBN 3-7751-1256-1.

Dieses kleine Büchlein ist von höchster Brisanz. In relativ einfacher Sprache bringt es Fakten, die zum Nachdenken führen *müssen*.

Ein Fachmann listet die statistischen Zahlen auf und kommt zu haarsträubenden Zahlen: „Der Tod im Mutterleib ist neben dem Tod durch Kreislauferkrankungen mit weitem Abstand die häufigste Todesursache...“

Die aus dieser Tatsache sich entwickelnden Folgen sind nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Welt beängstigend.

Ein Wissenschaftler, Humanembryologe, gibt einen Überblick über die wissenschaftlichen Erkenntnisse hinsichtlich der Entstehung des Menschen: Mit der Befruchtung beginnt ein vollständiger, „ganzer“ kleiner Mensch sein Leben. Alles Gerede von der undefinierbaren Masse als Anfang ist wissenschaftlich widerlegt.

Die einzelnen Methoden der Abtreibung, von ebenfalls einem Fachmann dargelegt, schockieren durch die nüchterne Darstellung.

Vielfach unbekannt, meist aber gelehnt werden die psychischen und psychogenen Folgen der Abtreibung. Wissenschaftlich gesichert aber ist, daß mehr als 80 % der Frauen unter Spätfolgen zu leiden haben.

Prominente Vertreter aus dem öffentlichen Leben sagen dann eindringlich ihre Meinung.

Den Abschluß bildet die Aussage eines evangelischen Pfarrers aus München. Seine Gedanken über die Würde des Gottesgeschöpfes Mensch sind beherzigenswert.

Eine Übersicht über Lebensrechtsgruppen in Deutschland, Österreich und der Schweiz ergänzt diese kleine und aussagekräftige Werk.

Man sollte es zum Gegenstand von Diskussionen in Pfarrgemeinderäten und Verbänden machen. Wir haben viel zu lange schon zu wenig getan, um die Aussagen zu bekämpfen, die durch Behauptungen der Selbstverwirklichung die Würde des Menschen mit Füßen treten, die jedes verendete Tier zum Anlaß nehmen, Schutzorganisationen zu bilden, dem Töten von Menschen im Mutterleib aber wort- und tatenlos zusehen (oder sogar noch mehr!!).

H. F.

In deine Hände, Herr!

Gedanken und Gebete. Dom Helder Camara, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstr. 87, 8000 München 83, ISBN 3-87996-203-0, 48 Seiten.

Der über 76 Jahre alte Erzbischof von Brasilien setzt sich nach der Entbindung von seinen Pflichten als Diözesanbischof unermüdlich für Menschen in Not und Unterdrückung ein. Er geht immer noch gegen 23.00 Uhr schlafen und steht um 2.00 Uhr zum Gebet auf.

Nach dem Gebet schläft er noch ein wenig, um dann in der Frühe des Morgens mit seinem Tagewerk zu beginnen.

In seinen Gebeten verarbeitet er die Eindrücke seiner Arbeit. Es sind seine Gebete schlicht und doch auf das Leben bezogen. Sie finden ihren tiefen Ausdruck jedoch in der Hineingabe in die Liebe und Güte Gottes.

Es war ein guter Gedanke, einen kleinen Teil dieser Gebete aufzuzeichnen und den Gläubigen als Hilfe und als Meditationsgrundlage anzubieten.

So sehr geprägte Gebete, Formen und Formeln helfen, daß der Mensch immer wieder einen Leitfaden hat, um das Gespräch mit Gott zu finden, so ist es aber auch notwendig, die eigenen Gedanken, Fragen und Probleme auszusprechen und vor Gott zu bringen. Camara weist einen Weg. Eine gute Hilfe.

H. F.

Befreiende Evangelisierung und katholische Soziallehre

Herg. Lothar Roos und Jaime Veliz Correa, wissenschaftliche Reihe Band 45, Entwicklung und Frieden, unter Mitarbeit von Karl-Josef Hollender, Matthias-Grünewald-Verlag, 6500 Mainz, Postfach, ISBN 3-7867-1293-X, 149 Seiten.

Mit der Diskussion um die Theologie der Befreiung ist sehr oft die Frage nach dem Wert der katholischen Soziallehre für den südamerikanischen Kontinent gestellt worden.

Im Jahre 1985 hat nun eine Tagung über diese Fragen stattgefunden. Kardinal Dr. Franz Hengsbach wies in seinen Eingangsworten auf die Lehren der Päpste hin und zitierte u. a. die Enzyklika „Evangelii nuntiandi“. Dabei sind die Worte, daß die Soziallehre in schöpferischer Weise ein wertvolles Instrument für die Unterweisung und für konkrete Initiativen sei, zugleich Programmpunkt dieses Kolloquiums.

Die Abschlußerklärung erwähnt dann auch nachdrücklich, daß „die Referate und Diskussionen sich mit der Bedeutung und Notwendigkeit der Soziallehre der Kirche für die Überwindung der Armut und für die Herstellung gerechter Strukturen in Wirtschaft und Gesellschaft in Lateinamerika befassen.“

Individualistischer Kapitalismus und kollektivistischer Sozialismus werden abgelehnt, weil sie weder der Würde des Menschen noch den Grundforderungen der Gerechtigkeit und der Liebe gerecht werden.

Die Vorträge zur Lagebeschreibung und zur wissenschaftlichen Diskussion — jeweils von fachlichen Autoritäten aus Südamerika und Deutschland gehalten — sind von sehr eindringlicher Tiefe. Sie werden ergänzt durch Kurzreferate und eine Zusammenstellung aus der Diskussion. Eine Teilnehmerliste vervollständigt das Heft. Ein wichtiger Beitrag zu einer bedeutsamen Frage.

H. F.

Der Tod des Sokrates

Romano Guardini, eine Interpretation der platonischen Schriften Euthyphron, Apologie, Kriton und Phaidon, Matthias-Grünewald-Verlag, 6500 Mainz, Postfach ISBN 3-7867-1287-5, 285 Seiten.

Zunächst muß vorausgeschickt werden, daß man sich zu diesem Buch Zeit nehmen muß. Es ist auch sinnvoll, sich den geschichtlichen Hintergrund noch einmal zu vergegenwärtigen.

Scheut man diese Vorbereitung nicht, dann ist dieses Werk eine kleine Offenbarung. Einmal besticht es — bei diesem Verfasser eigentlich kein Wunder — durch seinen klaren und überzeugenden Stil. Zum anderen erschließt es die Geistesgeschichte des Abendlandes.

Seit 399 vor Christus führen alle Wege philosophischer Betrachtung und Selbstbesinnung immer wieder zu dieser rätselhaften Gestalt des Sokrates. Obwohl er keineswegs methodisch geordnete Schriften hinterlassen hat und auch nicht den Systematikern zuzurechnen ist, hat er doch auf die geistig-menschliche Haltung der folgenden Zeit mehr eingewirkt als die meisten Lehrer geistiger Lebensführung.

Die persönliche Eigenart, die Umstände, in die er seine Aussagen einordnet, und die Kraft seiner Verbindlichkeit bis in den Tod durch den Schierlingsbecher sind die prägenden Akzente dieses großen Mannes.

Durch mehr als 25 Jahre hat Guardini sich immer wieder den Texten des Griechen zugewandt, um die Tiefe dessen zu erfassen, was Sokrates denkend ausgesagt hat.

In diesen vier Schriften untersucht der Autor nun, wie Sokrates mit der Todesbedrohung und dann auch der Todesnähe fertig wird. Es geht ihm um die philosophische Aussage, was der Tod im Leben des Menschen bedeutet und wie seine konkrete Haltung dabei ist.

Dem Autor ging es aber auch darum, die Überlieferung und Interpretationen späterer Zeit auszuschalten und den Wesenskern dieser philosophischen Aussage selbst für den Menschen des 20. Jahrhunderts lebendig zu erhalten.

Die Stellen aus den angegebenen Werken sind in einer sehr wohlklingenden Übersetzung verfaßt und lassen auch für den, der des Altgriechischen nicht mächtig ist, ein Gefühl für die Melodie dieser Sprache und für den Tiefgang der Aussage aufkommen.

Auch die bei Sokrates gelebte Heiterkeit, die bis zu einer gewissen Selbstverspottung geht, wird deutlich erfählbar.

Ein Buch, das man nicht ohne persönlichen Gewinn und auch Ergriffenheit aus der Hand legt.

H.F.

Betrifft: Aids

Joachim Schwind (Hrsg.), *Begegnungen, Erfahrungen, Anfragen aus den Bereichen Familie, Gemeinde, Krankenhauseelsorge, Erziehung*, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstr. 87, 8000 München 83, ISBN 3-87996-214-6, 80 Seiten.

Der Herausgeber ist — Jahrgang 1958 — Journalist und Diplomtheologe und seit einigen Jahren in der Jugendarbeit tätig.

Im Vorwort schreibt Kardinal Basic Hume zunächst über einige grundsätzliche Notwendigkeiten:

- Die Kirche darf in ihrer Grundeinstellung zu moralischen Fragen nicht nachgiebiger werden.
- Sie muß in der seelsorgerischen Praxis mit großer Einfühlbarkeit reagieren.
- Die Sünde ist klar zu verurteilen, der Sünder darf nicht abgelehnt werden.
- Die Zukunft der Gesellschaft hängt davon ab, ob es gelingt, die Wertvorstellungen von sexuellen Beziehungen als Ausdruck der Liebe und einer lebenslangen Partnerschaft wieder zu entdecken und zu praktizieren.

In der Einführung geht dann der Autor auf die Grundfragen ein, die leider oft unbekannt sind.

Aids ist die Folge einer Infektion mit dem HI-(1, 2, ?...)-Virus. Dadurch entsteht primär keine Erkrankung, sondern die körpereigenen Schutzmaßnahmen werden lahmgelegt. Es fehlt die „Meldung“, die dem menschlichen Abwehrsystem das Vorhandensein von schädlichen Erregern signalisiert.

Da der Angriff des AIDS-Virus auf das Zentralnervensystem gerichtet ist, treten zuweilen Ausfallerscheinungen des Gehirns vor einer erkennbaren Schwäche des Abwehrsystems auf.

Dadurch ist auch erklärbar, daß Erkrankungen erst 2 oder 10 und mehr Jahre nach der Infektion auftreten. Ebenso wird damit die Statistik relativiert, denn im Schnitt zeigt der heutige Krankenbestand die Situation zu Infektionsbeginn, also vor 6—8 Jahren auf.

Dann werden die bekannten Ansteckungsquellen aufgeführt, aber auch einer Panikmache entgegen gewirkt: normale menschliche Kontakte sind keine Ansteckungsgefahr.

Nur muß man auch wissen, daß AIDS nicht auf Risikogruppen beschränkt ist.

Zugleich fordert der Autor, daß die Christen sich angesprochen fühlen müssen, der Verunsicherung konkrete Liebe entgegenzusetzen.

Dann bringt der Autor „Erfahrungsberichte“. Sie sind nicht nur eindrucksvoll zu lesen, sondern im letzten auch tröstlich, weil sie zeigen, daß unsere Kirche auch für solch schwierige Phasen Trost und Hilfe anzubieten hat.

Wichtig ist und bleibt jedoch die geistige Umkehr. Ein Literaturverzeichnis schließt das informative Heft ab.

H.F.

Gotteserfahrung

Klaus P. Fischer, *Mystagogie in der Theologie Karl Rahners und in der Theologie der Befreiung*, Matthias-Grünwald-Verlag, Postf., 6500 Mainz, ISBN 3-7867-1224-7, 144 Seiten.

Der Autor, Dr. theol. Klaus P. Fischer, ist seit 1968 Oratorianer in Heidelberg und untersucht in dieser Arbeit Karl Rahners Beitrag zu einer Hinführung des modernen Menschen zur gläubigen Erfahrung des unverfügbaren Geheimnisses Gottes. Er entdeckt dabei gewisse Parallelen zum Erfahrungsansatz der Theologie der Befreiung.

Dieses Buch öffnet sich dem Leser — Zielgruppen sind Theologiestudenten, Theologen, Religionslehrer, Pfarrer und Laien (letztere sofern sie theologisch vorgebildet sind) — nur sehr schwer.

Der Autor geht von der Tatsache aus, daß viele Menschen dem Glauben fernstehen, weil sie die Zugänge nicht mehr finden (oder finden wollen?), die den biblisch-christlichen Glauben gegründet haben und tragen. Da aber die Menschen von den „Erfahrungswissenschaften“ weitgehend in Anspruch genommen sind (und sich auch in Anspruch nehmen lassen), wird ihnen durch Engführung der Weg zu anderen Erfahrungsmöglichkeiten (z.B. Glauben) verstellt. Dem Menschen ist aber ein gewisses Bedürfnis nach der Sinnfrage des Lebens und nach Gotteserfahrung eingegeben. So suchen viele dann den Weg zu meist sehr zweifelhaften „Gurus“.

Andererseits ist es auch eine Erfahrung, daß die Kirchen Zweifler nicht dadurch gewinnen, daß vermehrt „Glaubenswissen“ angeboten wird.

Die religiöse Grunderfahrung muß erschlossen werden. Diesem Ziel soll das Buch dienen.

Die Einführung geht aber auch von den Problemen des heutigen Menschen aus. Sinnbild ist ein modernes Märchen von Jörg Zink, das darstellt, wie ein moderner Mensch in einer Oase stirbt, weil er alles, was er sieht, als Halluzination deutet.

Die Wege, die zu einer Hineingabe in das Geheimnis Gottes führen, sind dann in den verschiedenen Erfahrungstheorien und -stufen dargestellt. Sie gipfeln aber alle in dem Satz: „Die Menschwerdung Gottes (ist) der einmalig höchste Fall des Wesensvollzuges des Menschen überhaupt“ (Schriften zur Theologie V, S 548).

Das Buch schließt mit einem Gebetswort Rahners: „Meine Brüder, schließen wir leise, damit wir nicht Gottes stilles und doch so mächtiges Gnadenwort in uns durch das anmaßend laute und schwache Menschenwort übertönen. Sagen wir: Herr, hilf meinem Unglauben. Gib mir die Gnade des Glaubens an Jesus Christus unseren Herrn, sein Evangelium und seine rettende Gnade.“

H.F.

Grün ist das Leben, Worte zum Vertrauen

Joachim F. Richter, Verlag Laterna magica, Stridbeckstr. 48, 8000 München 71, ISBN 3-87467-357-X, 71 Seiten.

Dieser Bildband enthält wundervolle Naturaufnahmen, kombiniert mit gehaltvollen Gedichten deutscher und ausländischer Geister. Die meisterhaften Bilder sollen zu einem neuen Erleben der Farbe Grün als Zeichen der Hoffnung führen.

Wenn man die einzelnen Bilder in Ruhe betrachtet, kann man tatsächlich Anregungen zum Versenken in die Tiefe der Natur und ihre farblichen Ausdeutungen finden. Die zurückhaltenden Gedichte und Betrachtungen sind zwar vorzüglich ausgewählt, lassen aber eine letzte Tiefe vermissen.

Sie lassen die Frage nach dem Schöpfer, nach dem Urheber dieser Schönheiten, nach Gott, offen. Selbst bei Zitaten des Alten oder Neuen Testaments bleibt der Text zu vordergründig. Vielleicht ist dieser Anstoß, nach dem Unendlichen zu suchen, sogar gewollt. Die Bilder können dazu anregen.

H.F.

Natur im Licht, Worte des Erlebens

Hermann Groenewald, Verlag Laterna magica, ISBN 3-87467-356-1, 71 Seiten.

Mit anderen technischen Mitteln geht H. Groenewald an die Vielfalt der Natur des Voralpenlandes heran.

Seine Bilder sind in der Mehrzahl direkter. Sie sprechen in ihrer Komposition von Farben, von Licht und Schatten ebenfalls sehr an. Vielleicht werden sie sogar manchem mehr gefallen als die des vorbeschriebenen Buches. Die Texte, ebenfalls von Meistern der Dichtkunst übernommen, lassen auch hier wieder den Hinweis oder auch den Bezug zur Schöpfergewalt Gottes vermissen. Dabei enthalten die Bilder durchaus Motive, über den rein irdischen Sinn des Lebens hinaus vorzustößen in das Mysterium der Schöpfung. Auf dem Umschlag (Rückseite) wird dieser Gedanke leider verkürzt, in dem der Vers endet: „Mensch als Teil der Natur“

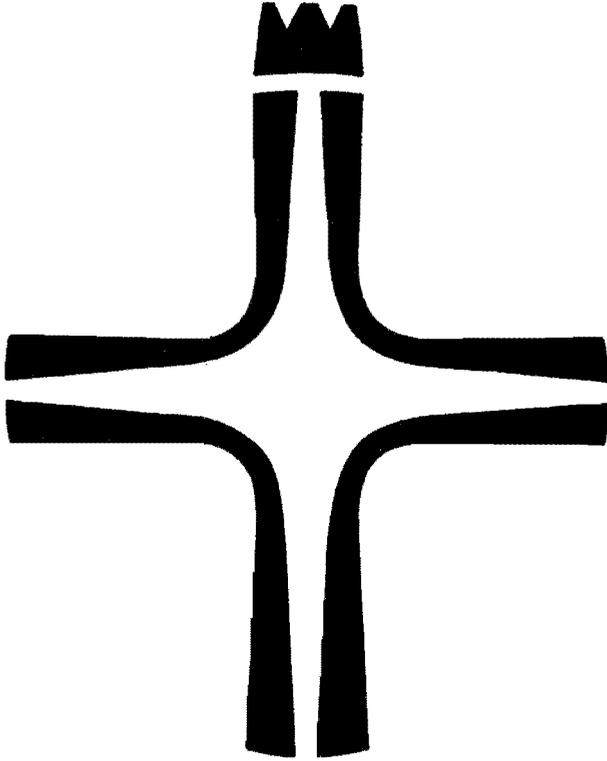
H.F.

Theresien-Kalender 1989

Verlag der Schulbrüder, Postfach 210248, 7500 Karlsruhe 21, 96 Seiten.

Der Theresien-Kalender 1989 (64. Jahrgang) führt von verschiedenen Ausgangspositionen her in Leben und Geistigkeit der heiligen Theresia von Lisieux ein, die auch „Heilige des Atomzeitalters“ genannt wird. Die Botschaft der 1897 verstorbenen französischen Karmelitin ist unverändert aktuell und spricht mehr und mehr Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts an. „Im Grunde ist das Leben Theresias das Abenteuer des Herrn Jedermann“, schreibt P. Theophan Beierle in einem lesenswerten Beitrag über Theresias Spiritualität. Selbstverständlich kommt die Heilige selbst im Theresien-Kalender mehrfach zu Wort. Insofern vermittelt er auch diesmal wieder den Zugang zu dem umfangreichen literarischen Werk, das die Heilige der Nachwelt hinterlassen hat. Nicht nur der Verehrer Theresias findet da viel Neues. Originalfotos aus dem Leben der Heiligen und aus dem Karmel in Lisieux bilden eine aufschlußreiche Illustration. Aus dem reichhaltigen Kalenderstoff ragen Beiträge über Theresias Vater Ludwig Martin und wie er als Witwer für seine Kinder sorgte, über Baugeschichte und Einweihung der großen Theresien-Basilika in Lisieux oder über die Geistesverwandtschaft der Heiligen und der am 1. November 1987 seliggesprochenen Schwester Ulrika Nisch von Hegne am Bodensee besonders heraus. Wie gewohnt, greift der Kalender über den thesesianischen Fragenkreis hinaus mit seinen Erzählungen, Sachinformationen und unterhaltsamen Kalendergeschichten. Humor, Rätsel und Anekdoten runden das vielseitige Angebot an interessanter Kalenderkost ab. In einer Zeit geistiger und religiöser Umbrüche ein sicherer Wegweiser beim Gang durch das Jahr.

H.F.



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämper (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.